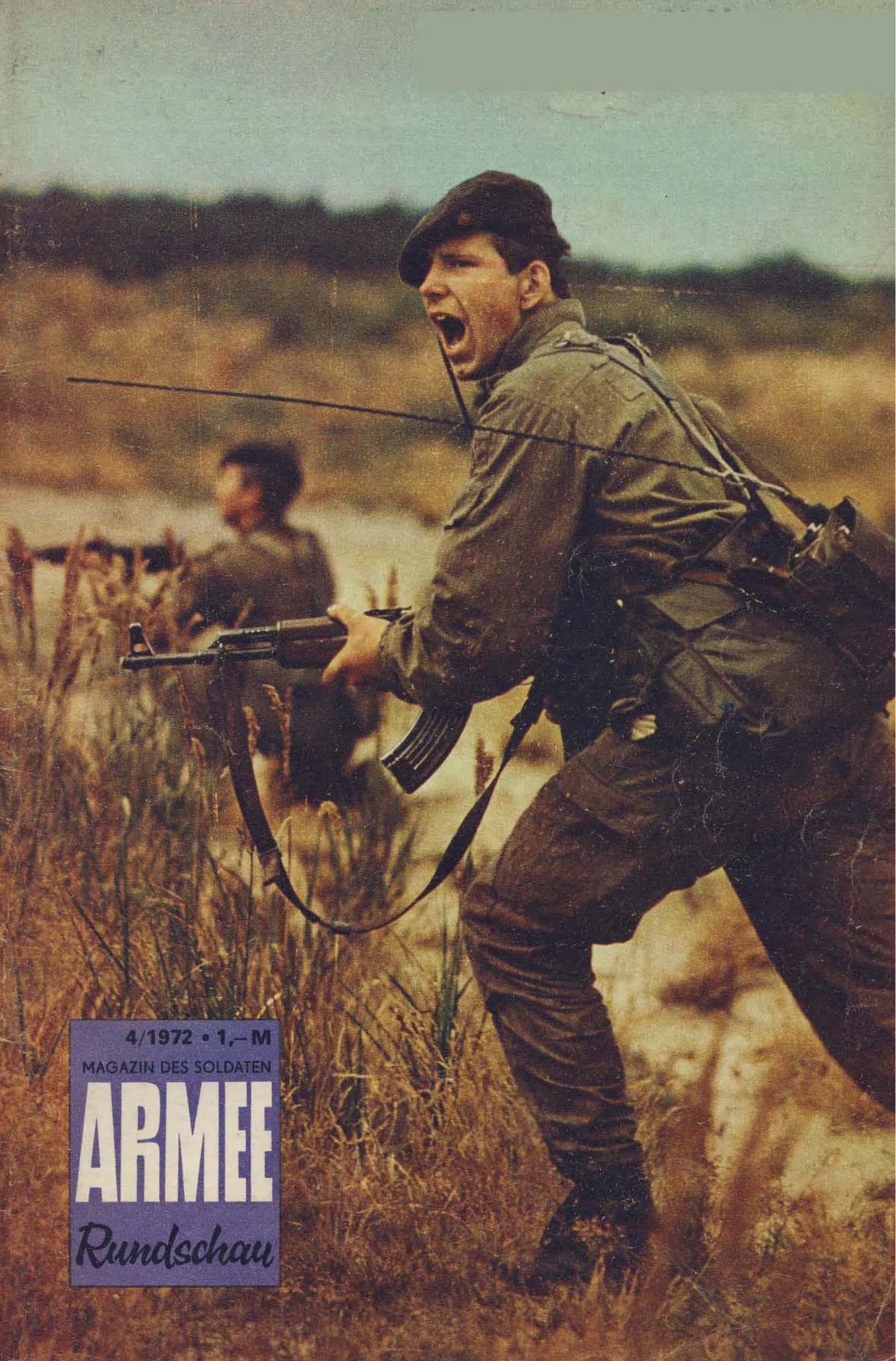




4/1972 • 1,- M

MAGAZIN DES SOLDATEN

ARMEE

Rundschau



8

INHALT

- 1 Fallschirmjäger der NVA
- 4 Das wußte schon
die fromme Helene...
- 6 Der Werkzeugverlust
- 8 Großfahndung
- 10 Krokodile auf der Oder
- 16 Postsack
- 19 Buch/Film
- 20 Mit besten Grüßen
- 28 Lockruf oder Lümmelei?
- 33 Der Schutzbrief
- 38 Militärtechnische Umschau
- 40 Der Kopf des Elefanten
- 44 Hasch huscht durch die
Bundeswehr
- 48 Atmosphärische Konflikte
- 52 Eine rätselhafte
alte Fotografie
- 58 Suchen, räumen, jagen
- 64 AR International
- 66 Anekdoten
- 68 Rund um Gelb-Rot
- 74 Typenblätter
- 76 Entscheidungen
des Dieter Urbanski
- 84 Wo Hopfen und Flachs blühen
- 89 Fähnrich
- 90 21 Tage und Nächte

40



68



28



84



48

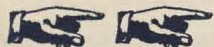
58



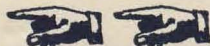
90



10



5000.- MARK Belohnung!



Ich bin ja nur ein kleiner Soldat.
Aber ich frage mich,
warum einige Ausbildungsstunden
bei uns regelrecht vergammelt werden.
Soldat Kurt Fergus

Ich habe mich fürs Fachschulstudium
beworben und soll noch zur Auf-
nahmeprüfung. Kriege ich dafür frei
von der Armee?
Gefreiter Horst Exner

Das frage ich mich auch.
Und ich ärgere mich mit Ihnen.
Zum einen, weil es immer ärger-
lich ist, wenn man etwas lernen
will und kann das nicht in dem
Maße wie man gern möchte.
Zum anderen aber, weil unter
militärischen Bedingungen jeder
Rückstand in der Ausbildung ein
Minus an Kampfkraft bedeutet.
Jede Ausbildungsstunde hat ein
genau geplantes Ziel und ist auf
die Erhöhung ganz bestimmter
Kenntnisse, Fähigkeiten und Fer-
tigkeiten der Soldaten gerichtet.
Und zwar solcher, die nötig sind,
um im modernen Gefecht zu
siegen. Es liegt also auf der
Hand: Wenn – wie Sie schrei-
ben – manche Stunde schon mit
vier, fünf Minuten Verspätung
beginnt, dann noch Anschau-
ungsmaterial fehlt oder der Un-
teroffizier herumeiert anstatt die
Dinge sachlich zu erklären und
das Geforderte vorzumachen –
ja, was soll da anderes heraus-
kommen als das unguete Gefühl,
eine gute Stunde so ziemlich
nutzlos herumgestanden zu ha-
ben?

Auf eben diese Wunde legen Sie
den Finger, Genosse Fergus.
Und fragen, was Sie „als kleiner
Soldat“ dagegen tun können.
Ich meine, mit Ihrem kritischen
Brief haben Sie schon etwas
Großes getan. Ich erinnere an
das Lenin-Wort: „Der Kommun-
ismus beginnt dort, wo einfache
Arbeiter in selbstloser Weise sich
Sorgen machen um die Erhöhung
der Arbeitsproduktivität. ...“
Darum geht es auch Ihnen.
Um höhere Effektivität. Um die
volle Ausnutzung der Ausbil-
dungszeit. Um bessere Dienst-
vorbereitung der Vorgesetzten.
Um kampfbezogenes Denken
und Handeln. Um Kampfkraft
und Gefechtsbereitschaft.
Damit haben Sie die Forderun-
gen des VIII. Parteitages der
SED verstanden und messen mit
seiner Elle. Zugleich wiegen Sie
sich nicht in Illusionen über den
Imperialismus, sondern sehen

WAS IST SACHE



klar und nüchtern, daß seine
wachsende Labilität mit gesteig-
ter Aggressivität einhergeht.
Und ziehen daraus die entspre-
chenden Schlußfolgerungen.
Sie sind also durchaus auf dem
richtigen Dampfer, Genosse Fer-
gusa. Und eben deswegen soll-
ten Sie Kurs darauf nehmen, die
hier behandelten Probleme auch
unmittelbar in Ihrer Einheit zur
Sprache zu bringen. Denn eine
frische Brise scheint da not zu
tun. Folglich darf sich die Be-
ratung dieser Fragen nicht bloß
auf eine Stubendiskussion be-
schränken, sondern muß zusam-
men mit den dafür Verantwort-
lichen geführt werden – mit
dem Kompaniechef, dem Partei-
gruppenorganisator, den Zug-
und Gruppenführern. Diese Auf-
forderung an Ihre Vorgesetzten,
Genosse Fergus, an die Partei-
gruppe und die FDJ-Organisa-
tion Ihrer Kompanie. Denn Ihr
„kleines“ Wort berührt ein gro-
ßes Thema: Unseren Kampf-
auftrag für den Schutz der Ar-
beiter- und Bauern-Macht.

*

Sie meinen gewiß, ob Sie dafür
vielleicht Sonderurlaub bekom-
men können.

Um es gleich vorweg zu sagen,
Genosse Exner: Das ist nicht
drin.

Warum?

Eigentlich steckt die Antwort
darauf schon in dem neben-
stehend behandelten Problem.
Die 18 Monate Wehrdienst sind
eine relativ kurze Zeit, wenn man
bedenkt, was alles ein Soldat
– gleich in welcher Waffengat-
tung – lernen, können, beherr-
schen und überblicken muß, um
auch unter den schwierigsten
Gefechtsbedingungen jederzeit
bestehen und seinen Kampfauf-
trag erfüllen zu können. Die
Ausbildungsprogramme, deren
hohe und unerbittliche, von ob-
jektiven Gegebenheiten diktierte
Forderungen Sie gewiß gut ken-
nen, haben deshalb kein Zeit-
polster, aus dem sich die von
Ihnen gewünschte Freistellung
nehmen ließe.

Damit will ich nun nicht sagen,
daß Sie Ihre Aufnahmeprüfung
(und damit eventuell das Stu-
dium) sausen lassen müssen.
Sicher wird Ihr Kommandeur
für einen dementsprechenden
Urlaubsantrag Verständnis haben
und ihn unterschreiben. Nur:
Die dafür benötigte Zeit geht
auf Kosten Ihres normalen Er-
holungsurlaubes. Es sei denn,
Sie haben wegen ausgezeichnet-
er Leistungen noch ein, zwei
Tage Sonderurlaub in Ihrer Be-
lobigungskartei stehen. Doch ob
so oder so: Sicher läßt es sich
möglich machen, daß Sie zur
Aufnahmeprüfung fahren könn-
en. Und für die wünsche ich
Ihnen schon jetzt viel Erfolg.

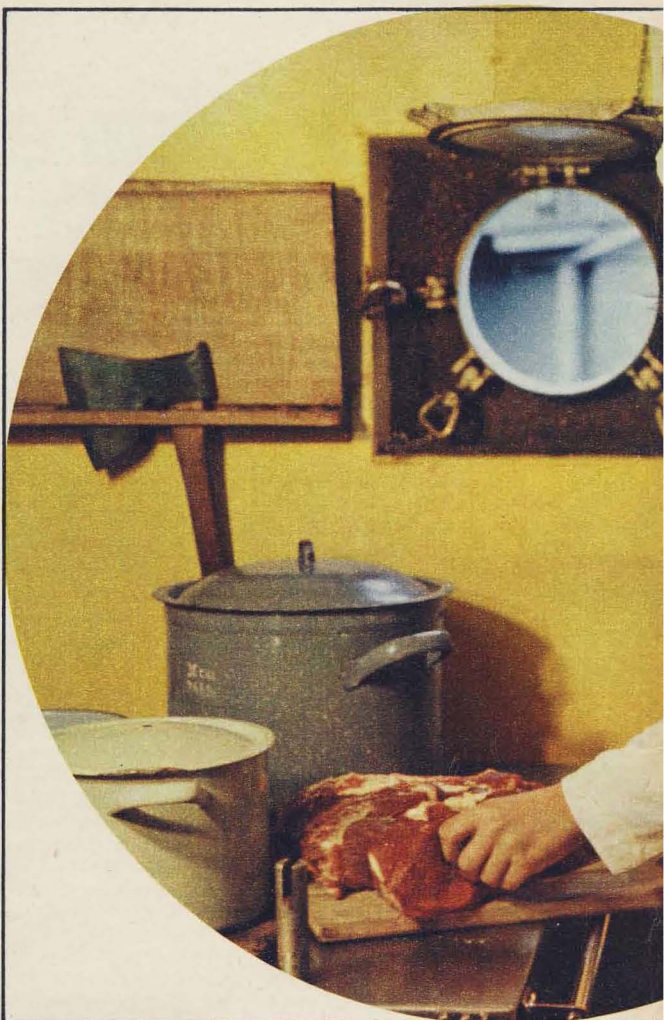
Ihr Oberst

Kurt Heiner Freitag

Chefredakteur



Das wüßte
schon
die fromme
Helene:





*Spargel,
Schinken,
Coteletts
sind mitunter auch was Nett's.*

Der Werkzeugverlust

Noch eine Stunde. Mittags würde er in Urlaub fahren. Nach Hause, zu Angelika und zu den Eltern. Die Arbeit ging ihm leicht von der Hand, und bald war er mit seiner Arbeitsgruppe am Hubschrauber fertig. Gerhard freute sich auf das Ankommen zu Hause, auf das Wochenende mit seiner Verlobten, und sein Werkzeug zusammenräumend rief er lachend zu Wolfgang hinüber: „Ist das nicht ein Wetter? Ja, wenn Engel in Urlaub fahren.“ Doch da stockte er: Wo ist denn der kleine Schraubenzieher? Die Hosentasche war leer, auf der Arbeitsbühne war nichts mehr verblieben, ringsum auf dem Betonboden war auch nichts, der Werkzeugkasten stand ordentlich eingeräumt neben ihm, und nur der kleine Schraubenzieher fehlte. „Mensch“, dachte Gerhard, „nur jetzt keinen Werkzeugverlust melden müssen, dann ade Urlaub, ade Angelika.“ Aber irgendwo mußte ja der Schraubenzieher sein. „Wolfgang, hast du meinen kleinen Schraubenzieher gesehen?“ Der Freund verneinte. Gerhard suchte noch einmal gründlich seinen Arbeitsplatz ab. Nichts war zu finden, sauber glänzte der Hydraulikraum des Hubschraubers mit all seinen Geräten für die Kraftübertragung zu den Steuergestängen. „Wenn das Werkzeug nur nicht in der Maschine liegt. Böse, ja katastrophale Folgen könnte es haben, wenn der Schraubenzieher beim Flug in ein Steuergestänge käme.“ Fieberhaft suchte Gerhard seine Umgebung ab, lief in die Werkstatt seines Trupps, ob dort etwa das Gesuchte lag, fragte die Kameraden und ging noch einmal den ganzen Weg ab. Nichts.

„Wenn ich das jetzt melde, beginnt eine große Sucherei, und bevor nicht geklärt ist, wo das Werkzeug ist, darf die Maschine nicht fliegen, ja es kann sogar der gesamte Flugbetrieb aus Sicherheitsgründen gesperrt werden.“ Eine Bestrafung war ihm dann schon sicher, und in Urlaub würde er auch nicht fahren können, alle Genossen müßten die Arbeit unterbrechen und möglicherweise auch in der Freizeit noch nach dem Schraubenzieher suchen. Nervös erwog Gerhard alle Folgen des Werkzeugverlustes. „Angelika“, dachte er wehmütig, nun würde es wohl nichts mehr werden mit dem Urlaub, und er hatte sich so sehr darauf gefreut. Aus. Langsam ging er auf seinen Truppführer zu, um ihm den Verlust zu melden, als ihm plötzlich durch das Gehirn schoß: „Und wenn ich alles vertusche; mein Werkzeug abgebe und mir unter irgendeinem Vorwand die Genehmigung hole, den Schraubenzieher mit-

zunehmen? Der Oberleutnant hätte schon Verständnis dafür. Am Montag nach dem Urlaub würde ich dann einen Schraubenzieher von zu Hause mitbringen. Der ist zwar nicht gekennzeichnet wie sonst alles Werkzeug, mit dem an Flugzeugen gearbeitet wird, aber ehe das auffällt, habe ich mir einen Ausweg überlegt.“ Gerhard war stehengeblieben. Der Urlaub wäre gerettet, der Hubschrauber mußte ja sowieso noch dableiben, da die Kontrolle noch bis Montag abend dauern würde. Was sollte schon passieren. Gerhard schien es, als wäre plötzlich alles einfacher und gar nicht mehr so schlimm. „Wir kriegen das schon hin, alter Junge“, meinte er fast schon beruhigt zu sich selbst. Rasch brachte er das Werkzeug weg und verständigte den Truppführer, Oberleutnant Klaus, daß er für eine kleine Reparatur zu Hause sich mal den Schraubenzieher ausborgen wolle. Der Oberleutnant hatte nichts dagegen und meinte nur, Gerhard solle dafür im Werkzeugbuch unterschreiben. Dann wünschte er ihm noch einen angenehmen Wochenendurlaub und sagte: „Für uns wird es anstrengend, die Kontrolle soll schon bis zum Abend beendet werden, der Hubschrauber wird für die Gefechtsstärke des Geschwaders gebraucht.“

Bis zum Abend schon? Gerhard schrak auf. Dann, dann. . . Der ganze Plan war hin. Wenn der Schraubenzieher nun noch in der Maschine war? Aber genauso gut konnte er auch im Gras liegen oder sonst irgendwo. „Muß mir das ausgerechnet heute passieren? Alles Scheiße!“ Niedergeschlagen setzte sich Gerhard auf die Bank. „Ich will in Urlaub fahren“, dachte er, „und nicht ein Werkzeug suchen und von allen, denen die Freizeit verloren geht, wütend angesehen werden. Ich will zu Angelika, und außerdem muß der Schraubenzieher ja auch nicht ausgerechnet in ein Gestänge geraten, wenn er wirklich in der Maschine liegt!“ Entschlossen stand er auf und verließ die Werkstatt. „Na, wie steht's mit meiner Maschine?“, fragte ihn der Bordmechaniker des Hubschraubers, an dem sie arbeiteten, Feldwebel Siegel, dem er auf dem Weg zur Unterkunft begegnete. Gerhard sah betreten weg und meinte nur: „Es läuft.“ Auf seinem Zimmer angelangt, zog er sich rasch um, ließ sich vom Hauptfeldwebel den Urlaubsschein geben und beeilte sich, daß er den Zug nach Berlin noch schaffte. Über die Schienenstöße springend schien der Zug ein Lied zu summen mit ewig gleichem Text: Werkzeug weg, Werkzeug weg, Werk-

zeug... Gerhard versuchte an etwas anderes zu denken. „Ob Angelika auf dem Bahnhof sein würde?“ Werkzeug weg. Werkzeug weg... „Ich muß noch Blumen für sie besorgen, und für Mutter kaufe ich eine Schachtel Pralinen, die ißt sie so gern!“ Werkzeug weg. „Wenn der Hubschrauber nun fliegen muß, und es passiert etwas!“ „Na, wie steht's mit meiner Maschine?“ hatte Feldwebel Siegel, der Bordmechaniker ihn gefragt. Werkzeug weg, Werkzeug... „Wenn nun etwas passiert?“ wiederholte Gerhard sich die Frage. Ein dutzendmal hatte man sie belehrt über das Verhalten bei einem Werkzeugverlust. Das Leben der Besatzung und wertvolle Technik waren in Gefahr. Gerhard dachte an den Politunterricht. Wie oft hatte er andere überzeugt von ihrer Verantwortung dem Flug-

zeugführer gegenüber, von ihrer Verantwortung für die Gefechtsbereitschaft ihres Geschwaders.

„Ich muß zurückfahren. Wie leicht habe ich immer über die Einheit von Wort und Tat gesprochen, aber manchmal ist das verdammt hart, trotzdem, ich muß zurückfahren.“

Als der Zug in Schöneweide einfuhr, erwartete ihn Angelika. Glücklicherweise küßte sie ihn. „Angelika, ich muß wieder zurück. Ich war ein Esel. Du wirst jetzt nicht verstehen, weshalb, aber glaub mir, ich muß zurück. Ich hab dich lieb, das weißt du. Auch deshalb muß ich wieder weg. Später erzähl ich dir alles genau.“

Unterfeldwebel André Brie,

Mitglied der Zentralen Arbeitsgemeinschaft LSK/LV

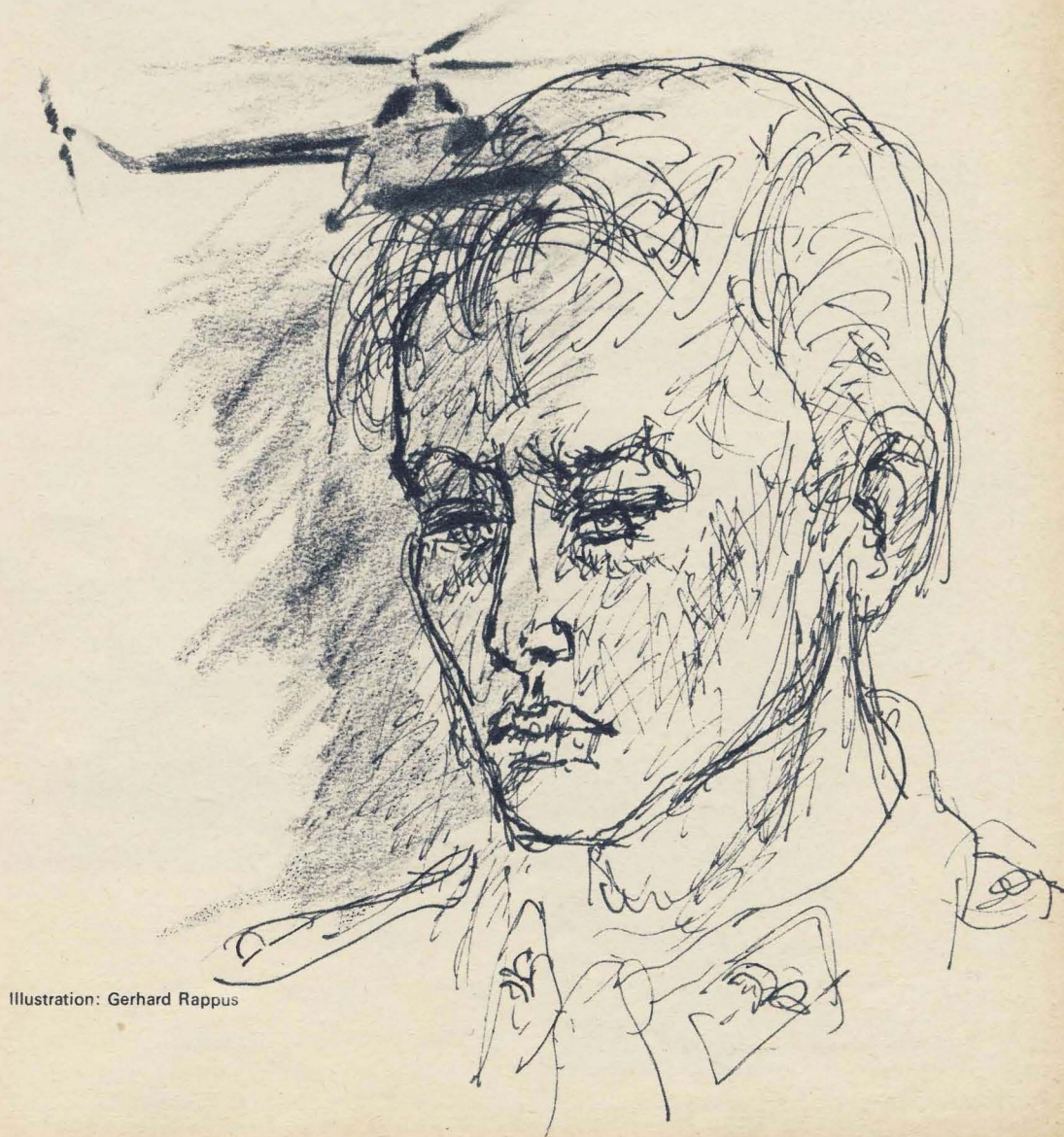


Illustration: Gerhard Rappus



GROSSFAHNDUNG



★ Die Fahndung beginnt im nächsten Heft

5000.- MARK

GROSSFAHNDUNG



Belohnung!



Gesucht werden heiße Spuren, die aus einem unscheinbaren Berliner Wochenendhaus zu wertvollem Diebesgut führen, von dem allerdings bis jetzt weder Größe noch Gewicht, weder Farbe noch Form bekannt sind. Es handelt sich also um einen äußerst komplizierten Fall. Vorläufig tappt die extra gebildete Einsatzgruppe aus prominenten Film-Kriminalisten noch völlig im Dunkeln und ruft deswegen die Leser des Soldatenmagazins zur Mitfahndung auf. Als Belohnung sind Preise im Wert von 5000,- Mark ausgesetzt. Sachdienliche Hinweise* nehmen entgegen:

Hauptmann
Florian von der Mühle
Duchessa von Guastalla
Stupsi
Häuptling
Weitspähender Falke
Soldat-General
Ralf Horricht



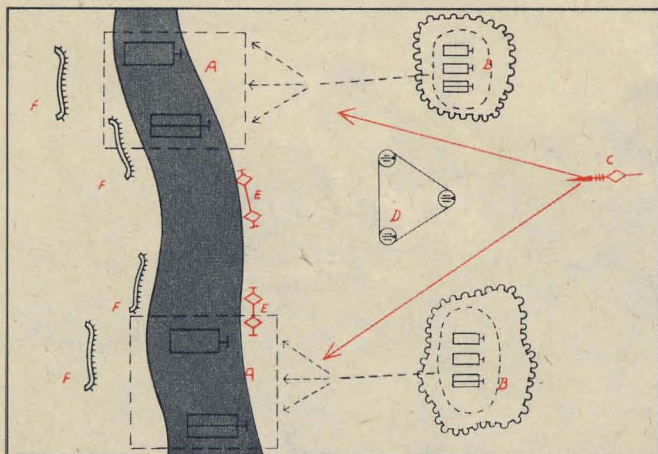
Krokodile auf der Oder





In der Ausgangsstellung. Von hier aus fahren die Schwimmwagen zur Übersetzstelle am Flußufer. Die aufsitzenden Schützen empfangen Schwimmwesten für die Wasserfahrt.

Die Genossen schwingen sich auf die Fahrzeuge. Sie machen die Spillanlagen arbeitsbereit, legen die Verspanndrähte für Fahrzeuge und Waffen zurecht, schließen die Flutventile, öffnen



Schematische Darstellung des Forcierens von Wasserhindernissen aus der Bewegung heraus. Die Zeichen bedeuten: A = Übersetzstellen für schwere Schwimmwagen und SPW bzw. Fährn; B = Konzentrierungsräume der Landeübersetzmittel, getarnt im Wald; C = ein motorisiertes Schützenbataillon auf dem Marsch zu den Übersetzstellen; D = Artillerie in Stellung zum Niederhalten des Gegners; E = Feuerstellungen für Panzer zum Schießen im direkten Richten; F = gegnerische Stellungen bzw. Feuerpunkte am jenseitigen Flußufer.

Träge wälzen sich die schmutzigen, braunen Wassermassen der Oder nordwärts, dem Haff entgegen. Beide Uferabschnitte des Übungsgebietes der NVA sind von Raupenkettenschwimmwagen aufgewühlt. Fahrspuren schwerer Schwimmwagen, die am Ufer stehen: Amphibienfahrzeuge, moderne Landeübersetzmittel, mit denen Truppen und Technik über Wasserhindernisse gebracht werden. Für ihre Ausbildung benutzen die Pioniere der Einheit Schlottbauer auch den östlichen Uferstreifen. Die polnischen Grenz-

soldaten drüben auf dem Postenturm wissen Bescheid. Die Besatzungen sind vor den Vollkettenfahrzeugen angetreten. Ein Wettkampf um hohe militärische Leistungen steht ihnen bevor. Der Bataillonskommandeur will prüfen, wie sie die Gefechtsnormen erfüllen. Vorbereiten der Schwimmwagen zum Übersetzen, lautet die erste Aufgabe. Leutnant Thürmer, Führer des Landeübersetzzuges, gibt den ersten beiden Besatzungen das Startsignal. Die Stoppuhr läuft.



die Heckklappen. Noch keuchend treten sie dann vor den Wagen an. Ihre Zeiten reichen für die Bestnote. Auch die übrigen Besatzungen erzielen ausgezeichnete Ergebnisse.

„Zum Übersetzen – vorwärts!“ Dazu nehmen die Besatzungen je einen LKW LO an Bord. Unterfeldwebel Bernd Österreich und Soldat Hellmut Dietsch springen auf das linke Fahrzeug, rechts von ihnen starten Unteroffizier Gerd Jekottka und Soldat Manfred Schürer. Österreich und Jekottka sind die besten Fahrer

der Einheit. Leutnant Thürmer setzt sie zuerst ein, damit sie möglichst gute Zeiten erzielen sollen. Als Ansporn für die anderen.

Maschinen mit Hunderten Pferdestärken brüllen auf. Die Achtzehntonner rucken an. Kettenraschelnd rollen sie den sandigen Uferhang hinab, tauchen ins Wasser ein und schieben Flutwellen vor sich her. Bei ausreichender Tiefe schalten die Fahrer auf Schraubenantrieb um. Nur die flachen Pontonschwimmkörper mit den LKW

darauf ragen noch über die Oberfläche. Schräg gegen die Strömung gerichtet, liegen sie wie Krokodile auf dem Wasser.

Unter modernen Kampfbedingungen forcieren die Truppen Wasserhindernisse hauptsächlich aus der Bewegung heraus, auf breiter Front und in hohem Tempo. Sie sind mit amphibischen Mitteln ausgestattet und überwinden das Wasser selbstständig und ohne wesentliche Verminderung ihres Angriffstempos. Doch es gibt auch bestimmte Einheiten, die keine





Schwimmfahrzeuge besitzen. Sie werden von den Landeübersetzpionieren ans andere Ufer gebracht, noch bevor die Brückenbaupioniere Übergänge geschaffen haben. Die schweren Schwimmwagen tragen bis zu 70 Schützen, können aber auch Räderfahrzeuge, Geschütze oder Zugmittel befördern.

Die Wasserfahrt verlangt vom Fahrer großes Können und Geschicklichkeit. Beschaffenheit des Ufers und des Flußgrundes, Wassertiefe, Strömung, Wind,

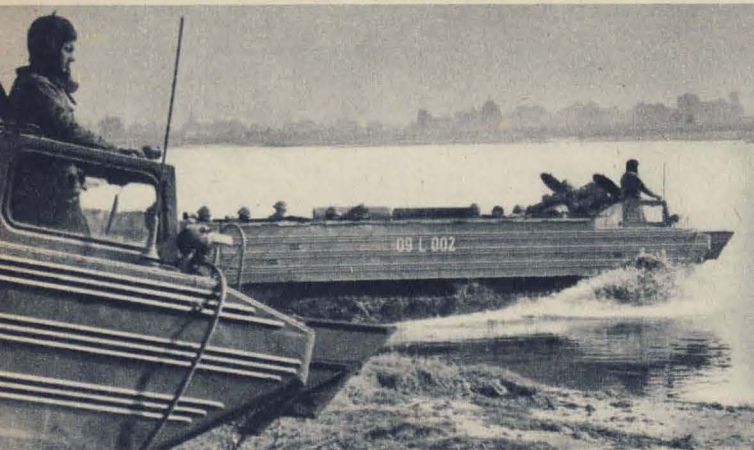
Wellengang – zahlreiche von den Pionieraufklärern ermittelte Faktoren muß er kennen und berücksichtigen, will er die richtige Fahrgeschwindigkeit bestimmen, Krängungen ausgleichen und das Fahrzeug sicher steuern.

Kaum sind die beiden „Krokodile“ 30 Meter weit auf dem Fluß, da bleibt der rechte Wagen plötzlich stehen. Seine rechte Kette ist auf eine Sandbank aufgelaufen, die der Fahrer nicht genau kannte. Die Strömung drückt das Heck stromabwärts herum.

„Jekottka, der kriegt das hin!“ Leutnant Thürmer kennt die Fähigkeiten des Fahrers. Schon manövriert der Unteroffizier das Gefährt mit der Ruderanlage und den Wasserantrieben in die alte Fahrtrichtung. Doch er hat gegen den Unterfeldwebel etwa zehn Meter eingebüßt. Die versucht er nun aufzuholen.

Im Gefecht münzt sich jeder Zeitgewinn um in höhere Kampfkraft der übersetzenden Einheiten. Schnelligkeit ist hier wie überall Trumpf. Eine Minute kann viel bedeuten. Ein MPI-Schütze kann 100 Schuß in Feuerstößen bzw. zehn Schuß gezieltes Einzelfeuer mehr abgeben. Eine Schützengruppe gewinnt in dieser Zeit in Einzelsprüngen bis zu 50 Meter Boden.

Nacheinander passieren die beiden „Krokodile“ die Flußmitte. In der stärksten Strömung haben sie Mühe, nicht abgetrieben zu werden. Bei der Ausfahrt ans Ufer „erwischt“ es Unterfeld-



Unteroffizier Gerd Jekottka, einer der besten Schwimmwagenfahrer. In einem halbjährigen Lehrgang an der Unteroffizierschule lernte er das Fahrzeug gründlich kennen und beherrschen.

Im Gefecht setzen die Truppen über unter dem Feuerschutz eigener schwerer Waffen und im gegnerischen Abwehrfeuer. Die aufgesessenen Schützen bekämpfen auftauchende Ziele am jenseitigen Ufer schon während der Überfahrt.

Kaum am gegnerischen Ufer, springen die Schützen herab und entfalten sich zum weiteren Angriff. Der Schwimmwagen indessen fährt zurück und holt die nächste Einheit.





webel Österreich. Nur eine oder zwei Sekunden zu spät schaltet er auf Landfahrt um, und schon bleibt er stecken. Doch er manövriert sich frei und erklimmt nun gemeinsam mit Jekottka, der ihn inzwischen eingeholt hat, das andere Ufer. Sie umfahren die drüben aufgestellten Pfähle, halten kurz an, entladen den LO, nehmen ihn wieder an Bord und

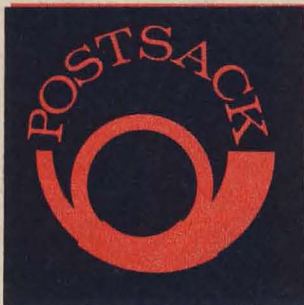
treten die Rückfahrt an. Dabei ist Jekottka geschickter als Österreich. Bald hat er einen Vorsprung herausgefahren, der ständig wächst. Diesmal umfährt er die Stelle, wo sich die Sandbank befindet. Wassertriefend kriecht sein Gefährt ans Ufer, rollt über den Sandstreifen, dreht auf der linken Kette und bleibt mit einem Ruck stehen. 25 Sekunden

nach ihm kommt Österreich an. Note 1 für beide.

Der Zugführer schickt die nächsten Besatzungen auf die „Reise“. Auch sie überqueren den Fluß in Zeiten, für die sie die Bestnote erhalten. Keiner jedoch unterbietet Jekottkas Zeit. Er ist Sieger geworden in diesem Wettkampf der „Krokodile“ auf der Oder.
R. Dressel

Von Schule zu Schule

Seit dem 1. Mai 1971 verbindet uns eine herzliche Freundschaft mit dem 4. Zug der 4. Kompanie der Offiziershochschule „Rosa Luxemburg“. Im Herbst vergangenen Jahres weilten wir 7 Tage als Gäste bei den Genossen in Plauen. Es waren Tage, die wir nie vergessen werden. Wir lernten das Leben unserer Volksarmee kennen, wurden aufgeklärt über Freund



und Feind und hatten selbst etwas vormilitärische Ausbildung. Der Abschlußabend wurde von 10 Offiziersschülern und einem Offizier gestaltet. Es waren fröhliche Stunden. Nochmals ein herzliches Dankeschön!

Pioniere der Klasse 6a der Oberschule „Rosa Luxemburg“, Berlin-Friedrichshain

Nicht so lang ist es her

Wann wurde bei uns die Wehrpflicht eingeführt?

Soldat Heimmersen, Pirna

Am 24. Januar 1962 beschloß die Volkskammer das Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht.

Betrifft: Künstlerröhne

Mir kommt es vor, daß Herr Karsten Heyn (Postsack 12/71) nur neidisch ist, daß er noch nicht bei der NVA war. Daß die beliebte AR so einen „Mist“ überhaupt veröffentlicht, wundert mich. Da ich selber Unteroffizier der NVA war und in einigen Standorten meinen Dienst versah, weiß ich genau:

Ich habe bei der NVA noch keinen „Beatle“ gesehen.
Lothar Rettschlag,
Osterweddingen

Gewichtige Meter

Als Modellbauer hätte ich gern eine Auskunft über die Abmessungen eines Panzers. Wird die Wannenlänge ab der Schutzblechvorderkante gemessen oder nicht?

Wolfgang Schuchardt,
Eisenach

Diese Länge mißt man von der Bug- bis zur Heckkante der Wanne.

Luftveränderung

1971 wurde ich nach fünfzehnjähriger Dienstzeit in die Reserve versetzt. Seit etlichen Jahren bewohne ich nun eine Dienstwohnung der NVA. Ist die Armee verpflichtet, den Umzug aus dieser Wohnung zu finanzieren?

Stabsfeldwebel d. R. Melzer,
Leipzig

Nach der Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst werden die Umzugskosten durch das Wehrkreiskommando erstattet.



Q mit Düsenantrieb

„Betriebe der ausgezeichneten Qualitätsarbeit“ gibt's ja nun schon einige, und unter diesem Begriff kann ich mir etwas vorstellen. Neulich las ich jedoch von einem „Flugzeug der ausgezeichneten Qualität“. Was ist denn das nun schon wieder? Soldat Gerstenheim, Rostock

Dieses Prädikat kann ein Flugzeugwart der NVA für den von ihm betreuten Silbervogel erhalten. Dazu muß er aber mit der Maschine drei Ingenieurkontrollen auf jeweils sieben Fachgebieten hinter sich bringen und bei jeder Kontrolle eine Durchschnittsnote bis 1,4 erreichen.

„Scharfschützen“-Preise

Erstes Kompliment unseren Lesern, die sich treffsicher an der Preisfrage in Heft 12/71 („Scharfschützen“) beteiligten: Wir erhielten weit mehr richtige Einsendungen als erwartet. Zweites Kompliment den beiden Scharfschützen, die es niemandem leicht gemacht haben, ihre Stellungen zu erspähen. Wo



sie sich wirklich versteckt hatten, zeigt das untenstehende Foto. Drittes Kompliment schließlich den drei Gewinnern von jeweils 30 Mark, die das Los aus der Vielzahl der Treffer ermittelte: Gefreiter Manfred Siebeck, 3701 Sorge (Harz); Dietmar Schneider, 402 Halle (Saale); Matrose Bodo Wolfgruber, 2551 Gelbensande.
Herzlichen Glückwunsch!
Redaktion AR

Faustpfand des Kommandeurs

Unlängst las ich in einem militärischen Beitrag – es ging da um Panzer und Kanonen – das Wort PARES. Was hat das zu bedeuten?

Anselm Gutmilch, Anklam

Das ist die taktische Abkürzung für Panzerabwehrreserve. So wird eine aus Panzerjägerartillerie, Panzerabwehr-lenkraketen und auch Panzern gebildete Reserveeinheit des allgemeinen Truppenkommandeurs zum Kampf gegen gepanzerte Fahrzeuge genannt.

Logisgebühren

In einem Postsack erwähnten Sie, daß Unteroffiziere, also Armeeangehörige, keine Miete bezahlen brauchen, wenn sie in NVA-Wohnheimen untergebracht sind. Wie steht's aber mit Zivilbeschäftigten, die dort wohnen?

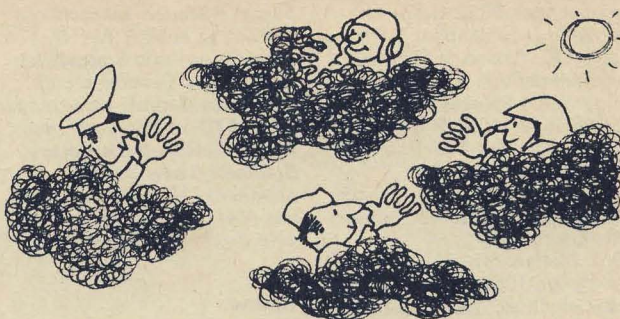
Hans-Ullrich Werner, Torgelow

Zivilbeschäftigte haben diese Vergünstigung nicht.



Uniform und Glimmstengel?

Wissen Sie, ich freue mich eigentlich immer, wenn ich einen Soldaten der NVA sehe. Aber wie sieht es denn aus, wenn sie auf der Straße rauchen? Manche laufen ja sogar mit der Zigarette im Mund herum. Das sieht dann noch schlimmer aus, als wenn sie die Zigarette nur in der Hand halten. Petra Glauschulz, Spremberg



Stolz oder überheblich?

Was mir an vielen Soldaten nicht gefällt, ist der leider oft übertriebene Waffenstolz. In den 50er Jahren war ich Angehöriger der KVP und schon damals gab es diese Unsitte, die von manchen Vorgesetzten noch gefördert wurde. Als ich in einer Artillerieeinheit diente, erklärte uns unser „Chef“: „Die Artillerie ist der Gott des Krieges, und Nachlässigkeiten kann sich jeder erlauben, nur kein Artillerist!“ Bei Nachrichten später hieß es dann: „Ihr seid die Intelligenz der bewaffneten Kräfte!“ Solche Meinungen trifft man auch heute noch an. Man merkt doch, daß sich mancher Matrose etwas besseres zu sein dünkt als sein Genosse in der Uniform der Landstreitkräfte. Ich sprach mit einem jungen Grenzsoldaten über dieses Thema. Der erzählte mir, daß er in seiner Dienststelle auch gesagt bekommen hätte, daß die Grenzsoldaten die Elite der Armee seien. Waffenstolz ist gut, sollte aber so ausgelegt werden, daß man alles unternimmt, seine Technik vorbildlich zu beherrschen, daß man in seiner Waffengattung sein Bestes gibt, um das sozialistische Vaterland zuverlässig zu schützen. Einen sicheren Schutz der sozialistischen Staatengemeinschaft ist doch erst im Zusammenwirken aller Waffengattungen möglich und im Zusammenwirken mit den anderen bewaffneten Organen der DDR. Einzeln ist man nichts, erst die Gemeinsamkeit macht uns stark. Dahingehend sollten unsere Soldaten ideologisch

stärker beeinflusst werden, damit der übertriebene Waffenstolz, der in Wirklichkeit eine Überheblichkeit ist und den ich als Überbleibsel des Preußentums empfinde, endlich überwunden wird.

Harald Habermann, Schlema

Nun haben unsere Leser das Wort. Was haben Sie für eine Meinung? Schreiben Sie uns bitte!



AR-Markt

BIETE:

Hefte 9–12/1962, Jahrgänge 1963–1970.

Jörg Lenzendorf, 7022 Leipzig, Faradaystr. 22.

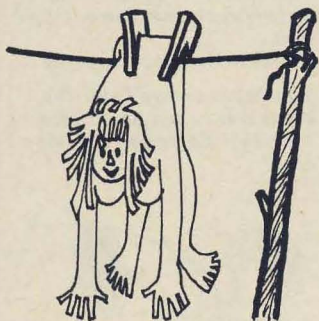
Jahrgänge 1964 (außer 1, 5, 6); 1965 (außer 4, 9, 12); 1967 (außer 6); 1968 (außer 2, 4, 5, 6); 1966, 1969 und 1970 vollständig.

Karl-Heinz Geißler, 9373 Ehrenfriedersdorf, Pochwerkstr. 7.

SUCHE:

Jahrgänge 1956–1971 (Mai), möglichst kostenlos. Dieter

Zschüschners, 9392 Grünhainichen, Mühlenplatz 1. Hefte 1, 7/70 und 9/71, bietet Typenblätter von Raumflugkörpern und Fahrzeugen. Jörg Schulle, 1055 Berlin, Greifswalder Str. 202. Jahrgänge 1956–1965, 1967–1970, evtl. gegen Tausch von 45 Heften „Neues Leben“. Fritz Erfurth, 8901 Pfaffendorf 17. Jahrgänge 1956–1964 sowie „militärtechnik“ bis 1967 und andere militärtechnische Bücher und Hefte. Wolfgang Schuchardt, 59 Eisenach, Goldschmiedestraße 13.



Würzfleisch

Eure Zeitschrift hat zwar in den letzten Ausgaben 1971 in puncto Sex ein wenig nachgelassen – den Papierdamen fehlte genügend Pfeffer – trotzdem möchte ich mich für manche gelungene Unterhaltung und Kenntnisaufbesserung bedanken. Unterfeldwebel Trettin, Cölpin

Drängen sich an die Schalthobel

Der Einfluß der Bundeswehr auf die NATO ist ja bekannt. Welche maßgeblichen Funktionen halten die Bonner Militärs besetzt?

Feldwebel Gerstner, Zwickau

Der Anteil der Bundeswehr-offiziere im NATO-Oberkommando Europa beträgt 13%, im Kommando Europa-Mitte 25%, in den NATO-Armeegruppen Nord und Mitte und in den

beiden Alliierten Taktischen Luftflotten je 50%. NATO-Kommando- und Stabsstellen sind von 22 Generalen und Admiralen besetzt. Vorsitzender des NATO-Militärausschusses ist der westdeutsche General Steinhoff, Leiter des Internationalen Militärstabes sowie des NATO-Fernmeldewesens sind Bundeswehrgenerale.

Kleine Weihnachtsmänner

In allen Pionier- und FDJ-Gruppen unserer I. Oberschule wurden Ende 1971 mit viel Liebe Weihnachtspäckchen für die Soldaten zusammengestellt sowie Briefe geschrieben. Viele kleine Spenden ergaben herzliche Grüße aus dem Heimatkreis. Das Schönste war jedoch, daß diese Grüße erwidert wurden, was große Freude in den Pionier- und FDJ-Gruppen auslöste. So schrieb Soldat Volker Kropf: „Es freut mich, daß Du, lieber Frank, als Thälmann-Pionier an einen Soldaten denkst, der weit weg von zu Hause seinen Dienst versieht. Ich erfülle meine Pflicht in meinem Dienstbereich gut, denn ich trage ja auch für Dich und alle anderen Schüler der Klasse 4a die Uniform der NVA.“ Im Brief des Genossen Rolf Rahmig heißt es: „Ihr habt mir wirklich eine sehr schöne Weihnachtsfreude bereitet. Wie komme ich zu dieser Ehre? Ich hatte ja noch nie etwas mit Euch zu tun.“ Fred Reichstein, Falkenstein

Es war einmal

Mich interessiert, ob in der DDR noch Kadettenschulen existieren.

Jörg Mysliwicz, Senftenberg

Die NVA besaß nach ihrer Gründung eine Kadettenschule in Naumburg. Sie bestand aber nur drei bis vier Jahre und wurde Anfangs der sechziger Jahre aufgelöst.

Sieben Nackedeis

aus dem Dezemberheft („Hilfe, soviel Hygiene“) haben einige

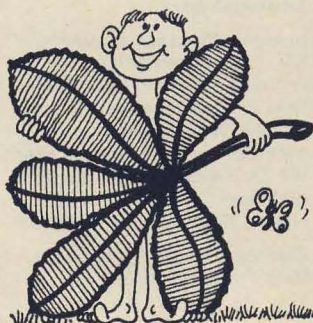
Leser zum Kugelschreiber greifen lassen:

Ein Fortschritt in der AR: der erste männliche Halbsaitenakt hoch sieben!

Unteroffizier Gertler, Kletitz Sehen die Soldaten von vorne auch so sauber aus?

Ramona Halberstein, Schwedt Den mit den O-Beinen könnt Ihr das nächste Mal ruhig aus dem Spiel lassen.

Gefreiter Amtmal, Hainichen Das Bild hat uns zwar gefallen. Aber hätte es sich um das weibliche Geschlecht gehandelt, so wäre die Vorderansicht bestimmt Trumpf gewesen. Wo bleibt hier die Gleichberechtigung?



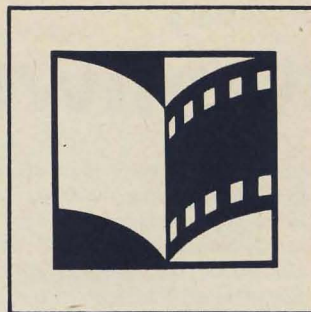
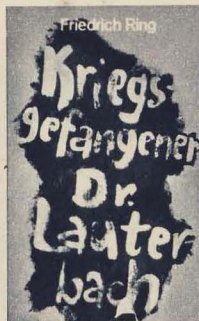
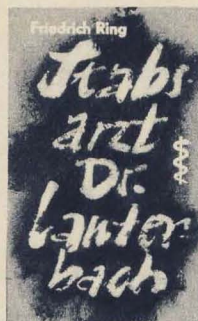
Tina, Karin und Lilly aus Magdeburg

Warum befiehlt der Kommandeur den Soldaten nicht: „Ganze Abteilung – kehrt!“? G. Kehrner, Karl-Marx-Stadt

Wir haben große Untersuchungen angestellt, warum nicht auch die Vorderpartien fotografiert wurden, und erforschten folgende Gründe:

1. Kommandeur wollte nichts befahlen, da er selber unter der Brause stand.
2. Von vorn zog es zu sehr.
3. Unser Fotograf ist jung verheiratet und noch schüchtern.
4. Der Film war plötzlich alle.

Illustrationen: Klaus Arndt



**Friedrich Ring:
Stabsarzt Dr. Lauterbach,
8,90 M
Kriegsgefangener
Dr. Lauterbach, 7,90 M**

In beiden Büchern wird die Geschichte des Sanitäts-Reserve-Offiziersanwärters Walter Lauterbach erzählt, der 1939 in den Krieg muß, 1941 seinen Doktor macht, fünf Minuten vor Schluß Stabsarzt wird und 1947 aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft entlassen wird. Als anderer, gewandelter Mensch. Ein Ärzteschicksal zwischen 1941 und 1947, das heißt unter ungewöhnlich zugespitzten Bedingungen. Dr. Lauterbach muß all das erleben, was der faschistische Krieg für einen Arzt bereithält. Er wird selbst verwundet, wird ausgezeichnet. Aber vom ersten Tag an tut sich ihm ein gewaltiger Widerspruch auf. Da ist sein humanistischer Auftrag, der an sich schon unvereinbar ist mit der faschistischen Armee, aber stärker noch sind die nicht zu überhörenden Forderungen, die Soldaten bald wieder frontreif zu

machen, die Schwer- und Schwerstverwundeten dagegen sekundär zu behandeln. Lauterbach erlebt den Krieg in der Sowjetunion, und das Grauen will selbst den Arzt überwältigen, ob dieses unaussprechbaren Elends, wie Menschen zu Tode kommen. Das ist ihre Kriegsmedizin: eine Sanitätstaktik ohne Humanität. Nach 1945, schon wach geworden, ist Lauterbach Arzt in einem Gefangenenlager. Jetzt kann er erstmals seinem Eid entsprechend heilen. Hier arbeitet er, nicht um neues Kanonenfutter zu produzieren, sondern um gefährdetes Leben zu bewahren. Der Krieg ist vorüber, die weltanschaulichen Auseinandersetzungen toben jetzt in den Köpfen der Gefangenen. Die Männer vom „Nationalkomitee Freies Deutschland“ und die Kommunisten haben es anfänglich nicht leicht. Es gibt zuviel Enttäuschte, die an nichts mehr glauben wollen, es gibt die Unverbesserlichen. Der Arzt stellt sich diesem Ringen, seine Erfahrungen zwingen ihn, umzudenken. Diese beiden Bücher, in die viel Er-

leben des Autors eingeflossen ist, verzichten auf jegliche künstlerische Überhöhung. Das macht sie unmittelbar. Der Autor bemüht sich um historische Totalität, wirkt aber dort am stärksten, wo er seine Figuren handeln läßt.

Thomas

**Urania
Universum**

Die Urania-Literatur bürgt für eine interessante Darstellung gesellschaftlicher Probleme aus Politik, Kultur, Sport, Wissenschaft, Geschichte u. a. m. So auch Band 17 des „Urania Universums“. Es ist ein Dokument unserer Zeit, in dem für jeden etwas zu finden ist. Was ist Thesaurus, Jantar, eine geometrische Hand, Lößkindel, ein internes Modell oder Smog? Die Antwort finden Sie in diesem populärwissenschaftlichen Werk aus dem Urania-Verlag Leipzig-Jena-Berlin; Preis: 15,- Mark.

Vorladung für alle Krimifreunde, betr.:

Leichensache Zernik

Verhandlung ab 28. 4. in den Filmtheatern der Republik

TATBESTAND: Drei Frauen erwürgt und unkenntlich gemacht

TATORT: Waldstück in der Nähe des S-Bahnhofs Buch

TATZEIT: ... 1948

TÄTER: ??

TATMOTIV: Einbruch bei alleinstehenden und alleinwohnenden Frauen

Ein Kriminalfilm der DEFA. Im Mittelpunkt der Handlung ein authentischer Fall aus dem Berlin des Jahres 1948 – Großfahndung nach einem Serienmörder. Nachkriegsatmosphäre: Hamstertour und Schwarzer Markt, Brennesselsuppe und „Amis“, die Packung zu 120. Politischer Hintergrund: Die von den Westmächten betriebene Spaltung – auch des Polizeiapparates. Dem Mörder gehört die ganze Stadt, der Mordkommission im sowjetischen Sektor knapp die halbe. Unlösbar scheinen die Schwierigkeiten zu sein.



Hauptheld des Films: Horst Kramm, vor kurzem noch Maschinenwärter, jetzt Kriminalanwärter. Zum Berufswechsel veranlaßt durch die höhere Lebensmittelkarte, bald so besessen von seiner Arbeit, daß er wesentlichen Anteil an der Klärung des Falles hat. Unter der Regie von Helmut Nitzschke spielen: Alexander Lang, Gert Gütschow, Norbert Christian, Kurt Böwe, Hans Hardt-Hardtloff, Rolf Hoppe, Annemone Haase und Lissy Tempelhof.

G. H.

Kennwort Kleeblatt

„Erhöhte Temperatur“, sagte der Arzt des Fliegertruppendeils. „Damit es nicht schlimmer wird, verschreibe ich Innendienst.“

Karel blickte fast neidisch auf einen anderen Soldaten, der um ein Grad höhere Temperatur hatte und Bettruhe verordnet bekam. Nur ein Grad mehr, überlegte er und hörte nur mit halbem Ohr, was ihm der Arzt noch sagte: „Lassen Sie sich morgen wieder sehen!“

Verstimmt überreichte er dem Hauptfeldwebel das Krankenbuch.

„Innendienst?“ sagte der. „Vormittag werden Sie in der Kleiderkammer aufräumen, ab Nachmittag Dienst als UvD. Das ist auch Innendienst – noch dazu im Warmen.“

Karel hatte eine Stinkwut. Warum war er überhaupt zum Arzt gelaufen? Das bißchen Kratzen im Halse wäre auch von allein wieder weggegangen. So fegte er mürrischen Gesichts die Kleiderkammer und verrichtete noch andere Arbeiten im Kompaniebereich. Am Nachmittag trat er den Dienst als Unteroffizier vom Dienst an.

Halb eins nachts. Noch eine halbe Stunde, und er würde den Gehilfen wecken. Leider nur den Gehilfen. . .

Vor seinen Augen erstand das Bild eines Mädchens mit schwarzem Haar, niedlichem Stups-

näschen und fröhlichen Augen. Er nahm ein Foto aus der Tasche und betrachtete es.

Eine Tür quietschte. Karel schreckte zusammen und steckte das Bild schnell in die Tasche zurück. Dann weckte er den Gehilfen, zog die Schuhe aus und legte sich angezogen auf die Pritsche.

Karel meinte, er habe erst wenige Minuten geschlafen, so zerschlagen fühlte er sich, als ihn der Gehilfe wachrüttelte. „Karel, steh auf, in fünf Minuten ist Wecken!“ Als er auf den Flur hinaustrat, rief ihm der Gehilfe hinterher: „Mensch, hast du einen festen Schlaf. Zehn Minuten hat es gedauert, ehe du zu dir gekommen bist.“ Karel brummte etwas vor sich hin, schaute auf die Uhr, und da es nun an der Zeit war, schrie er aus voller Kehle: „Nachtruhe beenden!“

Von diesem Augenblick an hatte er keine Zeit, über andere Dinge nachzudenken als über den Tagesablauf. Frühsport, Revierreinigen, Stubendurchgang, Antreten zum Frühstück und schließ-

lich Abmarsch zum Dienst. Von ihm hing es ab, ob an diesem Tag in der Kompanie alles lief wie ein gut geöltes Räderwerk.

Dabei fühlte sich Karel keineswegs als vorbildlicher Soldat; er war nicht „scharf“, wie er immer sagte. Noch dazu hatte er schon einen „schwarzen Punkt“ auf seinem „Konto“, der ihm drei Monate zuvoren einen Verweis eingebracht hatte. Seitdem gab er sich allerdings Mühe, zumindest

mit

„Siehst du, es war doch nicht unsere Leitung.“



nicht mehr unangenehm aufzufallen. Heute hat's geklappt, dachte er, als am Abend auf der Stube die Tagesgeschehnisse besprochen wurden. Ein Genosse war mit der Nachricht gekommen, es würden Kandidaten für den „Zweierkursus“ ausgewählt, Anwärter auf die zweite Qualifikationsstufe. Das Ende der Debatte

Oberleutnant wählt Nummer auf Nummer—die des Kommandeurs, der Offiziere vom Dienst, der Ledigenwohnheime, der Wachstuben... Als Feldwebel Nováček von der Stabskompanie zurückkehrt, trifft er unterwegs schon einige Soldaten, die, noch recht verschlafen aussehend, zu den Flugzeugen eilen. Und als er wieder

„sein Achthundertfünfer“, wie er zu sagen pflegt, ein Tatra-Lastkraftwagen, hinter dessen Lenkrad er die vermeintlichen und tatsächlichen Beschwerden des Soldatenlebens gern vergißt. Karel ist einer der ersten, bekommt den Fahrbefehl und rennt zu seinem Wagen. Im Sammelraum für das Vorkommando, dem er zugeteilt ist, trifft er als

„Befehl ausgeführt!
Übermittlung
funktioniert wieder.“

hörte Karel nicht mehr. Ihn übermannte der wohlverdiente Schlaf.

Im Zimmer des Standortoffiziers vom Dienst brennt nur die Tischlampe. Durch das Fenster fällt der blasse Schein des Mondes, läßt draußen die Umrisse von Flugzeugen erkennen. Oberleutnant Dvořák tritt in den Raum; er hat die Posten kontrolliert.

„Was Neues?“ fragt er.

„Nein, niemand hat angerufen“, antwortet Feldwebel Nováček.

„Dann legen Sie sich hin, um sechs wecke ich Sie.“ Der Offizier setzt sich an den Tisch, vermerkt seinen Kontrollgang im Diensthabendenbuch. Er ist noch nicht fertig, da klingelt das Telefon. Die Stimme im Hörer befiehlt: „Hier Auerhahn 010, handeln Sie nach ‚Kleeblatt‘!“

Oberleutnant Dvořák reißt den versiegelten Umschlag mit dem angegebenen Kennwort auf. Gefechtsalarm!

Feldwebel Nováček ist bereits von seinem Bett geglitten und wartet auf Weisungen. „Sausen Sie zur Stabskompanie, und sorgen Sie dafür, daß genügend Melder eingeteilt werden!“ Der

in das Zimmer des Standortoffiziers tritt, sind auf dem Flugplatz die Hände der Mechaniker bereits dabei, die silberglänzenden Maschinen von ihren Hüllen zu befreien.

Karel wird durch laute Rufe aus dem Schlaf geschreckt. Das ist doch nicht das übliche „Nachtruhe beenden!“? Nein, sein Gehör hat ihn nicht getäuscht. Das ist doch...

„Gefechtsalarm!“ brüllt der UvD in die Stube und eilt weiter. Karel springt wie die anderen aus dem Bett, fährt in die Hose, zieht die Schuhe an und hastet zur Waffenkammer. Er weiß, daß dort gleich großer Andrang herrschen wird. Zurückgekehrt, zieht er sich vollends an, schnappt die MPi und das Sturmgepäck, eilt zum Fahrzeugpark. Dort steht

erster ein. Er hält an, streift den Watteanzug über und wartet auf die übrigen. In der Ferne blinzeln abgeblendete Scheinwerfer. Mit diesem Fahrzeug kommt der Kommandeur des Vorkommandos. Karel freut sich, als er aus dessen Stimme deutlich Anerkennung heraus hört: „Wie sind denn Sie so schnell hierher gekommen?“ Weitere Wagen rollen an. Die Gruppe, zu der auch Karel gehört, ist nun vollzählig. Ein Befehl wird durchgegeben: Verlegung zum Feldflugplatz, Marschband wie üblich, Geschwindigkeit dreißig Kilometer, Abstand zwischen den Fahrzeugen fünfzig Meter! Die Kolonne setzt sich in Bewegung. Das spärliche Licht der abgeblendeten Scheinwerfer huscht über die fast unsichtbare



„Das Kraftwerk steht. Aber wehe Ihnen, wenn Sie die Batterie noch einmal vergessen!“

Straße, wird funkelnd von Eiskristallen reflektiert. Karel hat keine Augen für dieses Lichterspiel. Er schaut aufmerksam auf die beiden Bremsleuchten vor sich und versucht, den festgelegten Abstand einzuhalten. Die mit Glatteis überzogene Fahrbahn erfordert höchste Konzentration. Nur im Unterbewußtsein registriert er das gleichmäßige Brummen des Motors und das Klirren der Schneeketten an den Rädern. Da schreckt ihn ein ungewohntes Klopfgeräusch auf. Erleichtert wendet er sich wieder der Straße zu, als er merkt, daß Leutnant Novák, Kommandant des Wagens, mit den Fingern auf sein Zigarettenetui trommelt. Plötzlich aber piekt es wieder im Halse. Stärker als je zuvor. Karel versucht, diesen Schmerz mit einer Zigarette „wegzubeizen“; aber er muß sie wieder aus-

machen. Stumm schluckt er die spöttische Bemerkung des Leutnants, daß Rauchen eben nichts für Kinder sei.

Die Kolonne biegt von der Straße auf einen Feldweg ab. Gefrorene Erdbrocken bersten unter dem Druck der Räder. Unter splitternden Eiskrusten verborgene Löcher lassen den Wagen ebenfalls holpern. Jetzt kommt eine scharfe Kurve und dann eine Brücke. Karel weiß, daß dieser Abschnitt schon am Tage schwer zu befahren ist – und ihm jetzt nachts und bei Glatteis alles abverlangt wird. Seine Hände verkrampfen sich in das Lenkrad. Er will es schaffen, und er schafft es. Nun noch einige hundert Meter einen Waldweg entlang, und sie sind am Ziel.

Karel hält neben den anderen auf einer Lichtung. Die Wagenkommandanten gehen zu einer

niedrigen Holzhütte, die üblicherweise Waldarbeitern als Schuppen dient, um Weisungen einzuholen.

„Vorkommando antreten!“ Eine Gruppe verummter Gestalten tritt auf der Lichtung an.

„Bis sieben Uhr dreißig Ruhe. Die Soldaten Mokřý und Syrovátka machen Feuer. Wache – ein Doppelposten. Ablösung stündlich.“

Kurze Befehle bestimmen den Verlauf des Restes der Nacht.

Karel ist froh, daß er nicht zur Wache eingeteilt wurde. Posten stehen ist nie angenehm, und bei dem strengen Frost – zudem mit den immer heftiger werdenden Halsschmerzen – wäre es noch schlimmer. Halb sitzend, halb liegend, wickelt er sich in seine Decke und versucht zu schlafen. Es gelingt ihm nicht sofort, obwohl er hundemüde ist. Er hört die Schritte der Posten, hört, wie sie mit den Füßen aufstampfen und die klammen Hände gegeneinanderschlagen. Sein Atem geht schwer. Schließlich siegen doch der fehlende Schlaf und eine sonderbare bleierne Schwere in seinem Körper über den brennenden Schmerz im Hals.

Der frostige Morgen treibt Karel aus dem Fahrerhaus seines „Acht-hundert-fünfer“. Die bald darauf einsetzende hektische Be-



triebsamkeit, mit der die Übernahme der Flugzeuge vorbereitet wird, ist weit größer als sonst üblich; sie entspricht den feldmäßigen Bedingungen.

Da das Thermometer viele Grade unter Null anzeigt, untersucht der Arzt auf Erfrierungen. Bei Karel bleibt er verdutzt stehen: „Genosse Gefreiter, Sie sind hier? Ich hatte Ihnen doch Innendienst verordnet! Wie fühlen Sie sich?“ Karel will antworten, daß er sich wohl fühle, doch seinem Hals entringt sich nur ein Krächzen. Die Miene des Arztes verfinstert sich. Dann kramt er ein Thermometer hervor. . .

„Achtunddreißigacht! Hören Sie nicht? Mann, was ist mit Ihnen los? Ich sagte, Sie gehören ins Bett! Gleich rede ich mit Ihrem Kommandeur!“ Der Kommandeur läßt Karel rufen. „Sie fahren mit dem Krankenwagen zum Standort zurück!“ ordnet er an. „Ihren Wagen übergeben Sie dem Fahrer des Tankwagens, weil wir alle Fahrzeuge hier dringend benötigen.“ An diesen Zusatz klammert sich Karel. Er ist doch keine Memme. Heute wird er sich nicht ins Bett verkriechen. Und so beginnt er zu argumentieren. Ganz klar, daß es bei der Abfertigung der Flug-

zeuge zu Zeitverlusten kommen würde, wenn der Tankwagenfahrer nun auch noch ein zweites Fahrzeug zu bedienen hätte. Und das bei Alarm! Außerdem ginge es ihm so schlecht ja nun auch wieder nicht.

„Gut, aber sobald es Ihnen schlechter geht – spätestens nach Beendigung der Übung – melden Sie sich sofort wieder beim Arzt“, murmelt der Offizier, der offensichtlich im Widerstreit mit seinem Gewissen liegt. Die Übung geht nachmittags zu Ende. Karel schafft es mit Mühe bisin die Kaserne. In seinem Kopf hämmert es, ihm ist zum Erbrechen übel, und in seinem Hals brennt es nun wie glühende Kohlen.

„Mann, haben Sie sich zugerichtet“, sagt der Arzt grimmig. „Sie bleiben sofort hier!“ Karel hat sich kaum hingelegt, da fallen ihm auch schon die Lider zu. Als er am Abend aufwacht, weiß er im ersten Augenblick gar nicht, wo er sich befindet. Erst die Schmerzen im Hals rufen ihm alles ins Gedächtnis zurück. Er schaut sich in der Krankenstube um und erfaßt den Blick seines Kompaniechefs. „Ich dachte schon, Sie würden heute gar nicht mehr aufwa-

chen“, sagt der und überreicht ihm ein Buch. „Ein Geschenk des Geschwaderkommandeurs für aufopferungsvolle Pflichterfüllung beim Gefechtsalarm. Ich beglückwünsche Sie.“

Karel will sich aufsetzen.

„Bleiben Sie ja liegen!“ ruft entsetzt der Kompaniechef. „Der Arzt hat so schon eine geharnischte Beschwerde losgelassen. – Ja, um etwas nicht zu vergessen. . . Wenn Sie wieder gesund sind, geben Sie Ihr Fahrzeug ab. . .“

Karel ist schockiert. „Seinen Achthundertfünfer“ abgeben? Warum das? Etwa, weil er nicht auf den Arzt gehört hat?

„Das ist doch nicht möglich. . .“, flüstert er.

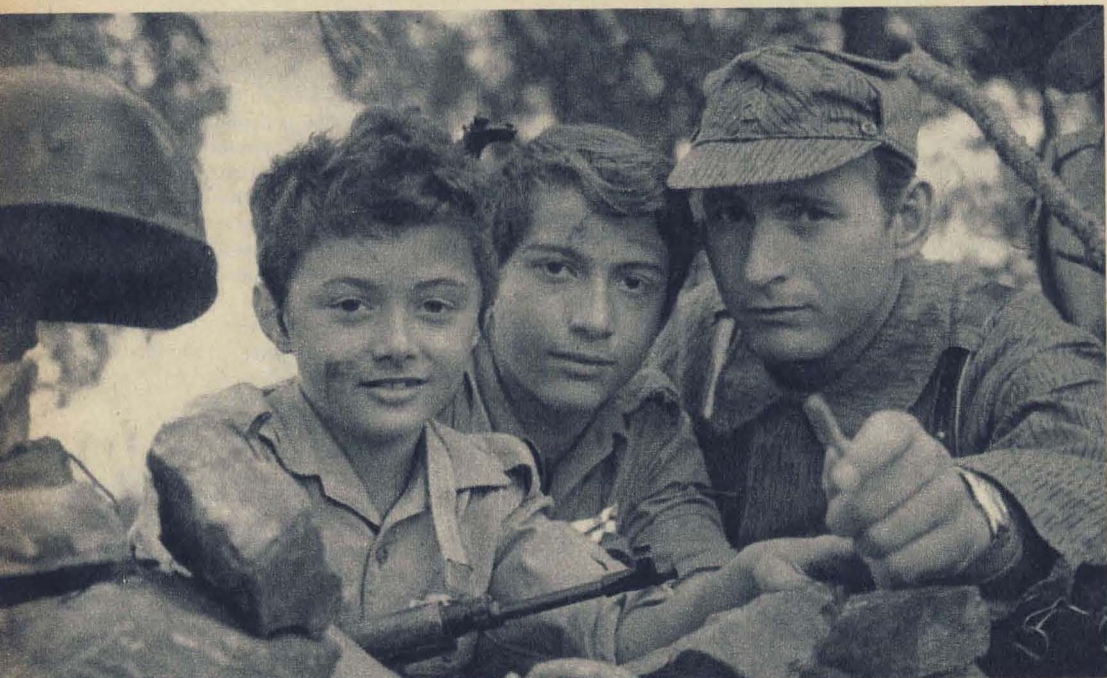
„Aber so lassen Sie mich doch ausreden“, unterbricht ihn der Kompaniechefschmunzelnd und fügt hinzu: „Sie gehen zum Lehrgang für die zweite Qualifikationsstufe. Haben Sie nun noch etwas dagegen?“

Karel staunt. Er soll zum Lehrgang? Trotz seines „schwarzen Punktes“ und all der kleinen Drückebergereien? Das hätte er nicht für möglich gehalten. Kleeblätter bringen also tatsächlich Glück. Sicher war das heute ein vierblättriges gewesen.

besten



Der Onkel Hauptmann



Karel Hábl, der „Onkel Hauptmann“, mit seinen kleinen Partnern, den beiden Rangen Petr und Milan.

Das tschechoslowakische Armeefilm-Studio beschränkt sich in seinem Schaffen keineswegs auf Dokumentar- und Ausbildungsfilm. Es versucht auch Themen zu gestalten, die einen breiten Besucher- und Zuschauerkreis in den Filmtheatern und vor den Bildschirmen ansprechen. Einer von diesen Filmen ist die sechsteilige Fernsehfolge „Der Onkel Hauptmann“, die von Regisseur

Milan Růžicka gedreht wird. Die Helden dieser Serie sind zwei Jungen, der siebenjährige Petr und der etwas ältere Milan, denen ihr Kindheits Traum in Erfüllung geht: Dank ihres Onkels – er ist Hauptmann – erleben sie mehrere

Tage in einem Truppenteil der Tschechoslowakischen Volksarmee, lernen das Alltagsleben der Soldaten kennen, bestaunen die moderne Ausrüstung, empfinden im eigenen Erleben die Kraft und den Einfluß des militärischen Kollektivs und bestehen natürlich viele Abenteuer.

Schon aus dem Sujet geht hervor, daß diese Sendefolge vor

Grüßen

allem für Kinder bestimmt ist – aber welche Kindersendung wird nicht zugleich auch von vielen Erwachsenen verfolgt? Der Zuschauer hat hier seine neuen Helden vor sich, keine aus der Retorte, sondern seine Zeitgenossen, die kindliche Vorstellungen und Träume von Mut und Heldentum mit den realen Auffassungen darüber, mit dem alltäglichen Mut und Heldentum der Angehörigen der Tschechoslowakischen Volksarmee konfrontieren. Die beiden Hauptgestalten wer-

den durch die Söhne des Regisseurs verkörpert, die auch in Wirklichkeit Petr und Milan heißen. Milan Růžicka will aus seinen Kindern keine Filmstars machen. Er ist überzeugt, daß sie ihm die Dreharbeiten erleichtern, weil die Jungen den Vater und die Menschen um ihn herum nicht als fremd empfinden, und der Vater wiederum sie in schwierige Szenen und Situationen besser einzuführen vermag, als es mit anderen Kindern möglich wäre. Die Außenaufnahmen wurden

arbeiten. Die Gruppe Soldaten, der Petr und Milan im Verlauf ihres Aufenthaltes bei der Truppe zugeteilt sind, wird von jüngeren Prager Schauspielern dargestellt. Einer von ihnen, Petr Skarke, hat seine „Filmerfahrungen“ in Soldatenuniform bereits hinter sich. Er spielte kurz zuvor einen Soldaten in dem Streifen „Ostermontag“, der Gefühlsprobleme der heutigen Jugend zum Inhalt hat. Die übrigen jungen Schauspieler, zu denen auch der Bruder der bekannten Sängerin

„Du mußt lauter reden,
Die Leitung ist zu kurz.“



in militärischen Objekten und auf Übungsplätzen gedreht – unter aktiver Mitwirkung von Armeeangehörigen. Die Innenaufnahmen entstanden in den Ateliers von Barrandov. Den „Onkel Hauptmann“ verkörpert der junge Schauspieler des Musiktheaters Prag Karel Hábl, der sich mit seinen kleinen Partnern nicht nur vor der Kamera ausgezeichnet versteht, sondern auch in freien Augenblicken während der Dreh-

Helena Vondráčková gehört, haben in ihrer Mehrheit das Soldatenleben zum erstenmal kennengelernt und sind nicht weniger beeindruckt als ihre kleinen Partner. Sollte diese Folge auch einmal in der DDR gezeigt werden, so bleibt nur viel Vergnügen zu wünschen bei der Begegnung mit dem „Onkel Hauptmann“ und seinen beiden Schützlingen.

Zeichnungen: Nejedlý (4)

Petr Brázda



Schnecken

TEMPO
TEMPO
TEMPO



Pfeifen Soldaten häufig hinter Mädchen her? Wie reagiert das „andere Geschlecht“ auf „Na, Mäuschen“? Erzeugt Kasernenaufenthalt Übermut im Ausgang? Sind die Hormone stärker als der Verstand?



Zur Klärung dieser und anderer Fragen baten wir Obermedizinalrat Professor Dr. Leo Waldeyer, Gynäkologe in Berlin-Kaulsdorf, und Dr. Karl-Heinz Nothnagel vom Institut für Pädagogische Psychologie der Humboldt-Universität zu einem Gespräch. Vorher erkundigten wir uns noch wie üblich bei 50 Mädchen im Alter von 16 bis 18 Jahren – Krippenerzieherinnen, Datenverarbeiterinnen, Oberschülerinnen und Frisösen – sowie bei 50 Soldaten von 18 bis 20 aus dem Truppenteil Wejda: Was halten Sie davon?

Lockerf

oder Lümmelei?

Professor Dr. Waldeyer: „Es gibt dies tatsächlich, daß Soldaten hinter Mädchen herpfeifen oder durch Zuruf schnellen Anschluß suchen. Ich habe es selbst erlebt – und nicht erst heute. Es geschieht dies – ich möchte sagen: fast ausschließlich – aus Gruppen heraus und kommt bei Soldaten nicht häufiger und nicht seltener vor als bei allen Männern dieses Alters, die sich gerade zu einer Gruppe zusammengefunden haben.“

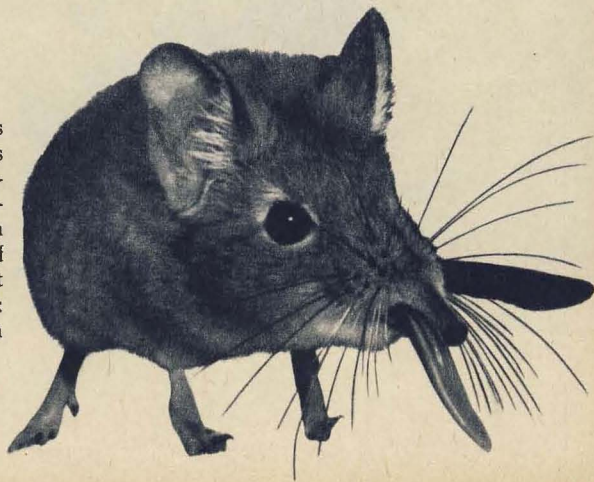
AR: „Herr Professor, Sie befinden sich in Übereinstimmung mit der erdrückenden Mehrheit der Befragten (Tabelle Seite 31 Frage I). Was stellt dieses ‚Hinterherpfeifen‘ eigentlich dar? Hat das überhaupt etwas mit Sexualität zu tun und mit Hormondruck, oder ist es einfach Zeichen eines schlechten Geschmacks in der Wahl der Kontaktformen?“

Professor Dr. Waldeyer: „Mit Sexualität hat es bestimmt zu tun, aber mit einer – wie Sie es ausdrückten – inneren hormonalen Drucksituation nicht. Physiologisch bedingte Schwankungen des ‚Hormonspiegels‘ wirken nur in extremen, dann aber krankhaften Fällen auf das Sexualverhalten ein. Ansonsten ist es fast ausschließlich von äußeren Faktoren abhängig: Es muß erstens ein äußerer Reiz da sein, auf den

die jungen Leute reagieren können, und zweitens ist das Wie dieser Reaktion abhängig von Verhaltensmustern, die ihnen im Laufe ihrer Entwicklung durch Vorbilder aus der Umwelt eingeprägt wurden.“

AR: „Und wo würden Sie das ‚Pfeifen‘ einordnen?“

Professor Dr. Waldeyer: „Ich würde davor warnen, das überzubewerten. Die jungen Männer, die den Mädchen nachpfeifen oder sie – oft nach einer ganz bestimmten ‚Spielregel‘ – anreden, handeln nicht viel anders als ein Gockel,



der mit gesträubtem Kamm und Gefieder zwischen seinen Hennen umherstolzisiert, oder wie ein Pfau, der vor seinen Hennen radschlägt. In der Tierpsychologie wird ein solches Verhalten ‚Imponiergehabe‘ genannt. Es ist bei Tieren streng ‚ritualisiert‘. Auf den Anblick eines Weibchens (oder auch eines Gegners) müssen die Männchen nach diesem ‚Ritual‘ reagieren. Dem Tier ist das weitgehend angeboren, die Menschen – das sagte ich schon – erwerben es überwiegend durch ‚Lernen‘.“

Dr. Nothnagel: „Dabei kann aber je nach Umgebung auch etwas gelernt werden, das ein Teil oder die Mehrheit der Mitmenschen als ungezogen oder rüpelhaft oder ungehobelt empfindet. Hinter solchem Benehmen verbirgt sich oft ein gewisser Mangel an Achtung vor den Mitmenschen. Ich meine, daß das Hinterherpfeifen eine eingeschlifene Unart ist, wenngleich ich es nicht als Lümmelei bezeichnen würde. Es ist ein Überbleibsel jener bürgerlichen Auf-

AR: „Bitte, können Sie das noch etwas erläutern. Auf der einen Seite wird von zählebigen, ‚eingepägten‘ Verhaltensmodellen gesprochen und das angeborene Ritual des Tieres zum Vergleich herangezogen, und auf der anderen Seite wird die Fähigkeit des ‚Umlernens‘ bejaht; ist das nicht ein Widerspruch?“

Dr. Nothnagel: „Selbstverständlich muß man darauf hinweisen, daß der Mensch sich vom Tier unter anderem auch dadurch unterscheidet, daß er sich seine ‚Verhaltensmuster‘ bewußt machen und dadurch mit seinem Willen auf sie einwirken, sie verändern, unter Umständen ganz auf sie verzichten oder zwischen mehreren wählen kann. Die Hormone sind eben beim Menschen nicht stärker als der Verstand.“

AR: „Das Befragungsergebnis (siehe Tabelle Frage I) deckt sich vollkommen mit Ihrer beider Meinung, daß sich dieses ‚Imponiergehabe‘ in

Na,
Mäuschen.

fassungen, die eine Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit der Frau leugnen und sie nur als Lust- oder Fortpflanzungsobjekt ansehen. Den meisten Jugendlichen ist dieser Zusammenhang gar nicht bewußt.“

Professor Dr. Waldeyer: „Ich stimme Ihnen zu. Es läßt sich kaum bestreiten, daß die Variante ‚Mädchen‘ (Außenreiz) – ‚pfeifen‘ (Ritual) oder ähnliches zu den primitivsten seiner Art gehört. Es kennzeichnet zweifellos eine ungenügende menschliche Reife. Die ‚Therapie‘ müßte also in Aufklärungsmaßnahmen bestehen, die diese Zusammenhänge bewußt machen und eine ‚Nachreifung‘ fördern.“





*solch einer primitiven Form vor allem dann zeigt, wenn sich die jungen Leute in einer Gruppe befinden. Wie ist das zu erklären?*²⁶

Professor Dr. Waldeyer: „Diese Frage ist kompliziert, und man kann sie hier nicht vollständig beantworten. Ziemlich sicher ist jedoch, daß jedes lautstarke ‚Imponiergehabe‘ nicht nur von dem Mädchen vernommen werden soll und nicht nur auf dieses allein gerichtet ist, sondern gleichzeitig auch auf die eventuellen ‚Mitbewerber‘ Eindruck machen und sie einschüchtern soll. Dieses Verhalten ist primitiver Ausdruck eines Geltungsbedürfnisses, das ja stets mit ‚Aggressionstendenzen‘ einhergeht. Das Gehabe muß auffällig sein, um von möglichst vielen unbestimmten Rivalen oder Partnerinnen bemerkt zu werden, und es ist um so auffälliger, je primitiver es ist. Das primitive Sichaufspielen braucht Publikum. Darum äußert es sich gerade innerhalb von Gruppen. Umgekehrt: Je mehr das Bemühen auf einen ganz bestimmten Menschen, auf ein ganz bestimmtes Mädchen gerichtet ist (und nicht nur auf ein ‚Weibchen‘ als undifferenzierte Vertreterin des weiblichen Geschlechtes), um so mehr nuanciert, abgewogen, ‚intimer‘, das heißt um so unauffälliger für andere wird es sein. Das originelle, kluge ‚den Hof machen‘ läßt sich nicht mehr aus der Gruppe heraus praktizieren.“

Dr. Nothnagel: „Es gibt noch einige andere Aspekte in bezug auf dieses Handeln aus der Gruppe heraus. Einmal erhöhen sich in einer Gruppe die Einzelkräfte, und manchem wächst der Mut. Und wo man sich in eine eingebildete oder vorhandene Anonymität eingebettet fühlt, lassen sich manche gehen. Wie oft pfeifen zum Beispiel auch Maurer vom Gerüst herab. Ob steingraues Kleid oder weißer Maureranzug – manche sehen das als eine Art Tarnkappe an, unter der sie glauben, sich verstecken und aus sich herausgehen zu können. Vielleicht gibt es auch einige, die annehmen, sich gegenüber Mädchen im Ausgang etwas mehr erlauben zu dürfen, weil ja die Armee bei uns geachtet und geschätzt wird, oder weil sie der Ansicht sind, daß sie sich nach den Anstrengungen des harten Dienstes einige ‚Freiheiten‘ leisten müssen. Wahrscheinlich haben aber gerade diese Genossen den wenigsten Grund dazu, denn ich schätze, wer im Dienst Vorbild ist, wird es wohl auch im Ausgang sein. Und wo die ‚Therapie‘, von der Sie, Herr Professor, vorhin sprachen, von einem festen Kollektiv ausgeübt wird, kommen solche Entgleisungen viel weniger vor.“

Professor Dr. Waldeyer: „Ja, das ist ein sehr wichtiger Hinweis. Das Verhalten eines solchen menschlichen ‚Gockels‘ wird ja nicht nur durch

TABELLE der Befragungsergebnisse

I. Haben Sie schon einmal erlebt, daß Soldaten allein oder in der Gruppe hinter Mädchen herpfeifen oder im Vorbeigehen durch Zuruf schnellen Anschluß suchen?

	Mädchen	Soldaten
oft	32 (64%)	7 (14%)
manchmal	11 (22%)	31 (62%)
selten	6 (12%)	9 (18%)
nie	1 (2%)	3 (6%)

II. Geschieht das mehr, wenn Soldaten einzeln sind, oder vor allem, wenn mehrere zusammen sind?

einzeln	—	2 (4%)
aus der Gruppe	50 (100%)	48 (96%)

III. Glauben Sie, daß gerade Soldaten besonders häufig diese Form der Kontaktaufnahme anwenden, oder kommt das Ihrer Meinung nach bei anderen Jugendlichen ebensooft vor?

bei Soldaten kommt das häufiger vor	11 (22%)	15 (30%)
bei Soldaten nicht häufiger als bei anderen Jugendlichen	39 (78%)	35 (70%)

IV. Glauben Sie, daß den meisten Mädchen dieses Verhalten gefällt?

nein, die meisten Mädchen lieben das nicht	7 (14%)	15 (30%)
nein, diese Art ist den meisten zu billig, weil sie geistlos und wenig originell ist	21 (42%)	25 (50%)
nein, er ruft die nächste genauso an; das Mädchen fühlt sich da zum bloßen Sexualobjekt erniedrigt	2 (4%)	4 (8%)
ja, die meisten Mädchen halten das für völlig normal	7 (14%)	3 (6%)
ja, die meisten Mädchen fühlen sich da geschmeichelt	3 (6%)	3 (6%)
ja, die meisten Mädchen suchen ja selbst schnell Anschluß	10 (20%)	—

V. Wie schätzen Sie persönlich eine solche Form der Annäherung ein?

es ist eine Frechheit, die mich empört	2 (4%)	—
es ist eine Unart, die mir nicht gefällt	12 (24%)	29 (58%)
es dürfte eigentlich nicht vorkommen, aber schlimm ist es nicht	11 (22%)	13 (26%)
es verstößt nicht gegen die guten Sitten bzw. gesellschaftlichen Normen	6 (12%)	1 (2%)
es ist ein harmloser Spaß, der weiter nichts auf sich hat	19 (38%)	7 (14%)

VI. Worin sehen Sie die Motive eines solchen Verhaltens?

Soldaten haben wenig Zeit und wollen schnell zum Ziel kommen	7 (14%)	7 (14%)
Kasernenluft macht liebeshungrig	25 (50%)	27 (54%)
Soldaten wollen sich ein bißchen die Zeit vertreiben, weiter nichts	18 (36%)	16 (32%)

seinen eigenen Charakter bestimmt, sondern selbstverständlich auch durch die Struktur und die Normen der Gruppe, der er jeweils gerade angehört. Die Erfahrung zeigt, daß primitive Allüren sich vor allem in Gruppen äußern, deren Mitglieder, meist durch Zufall zusammengewürfelt, nur durch sehr lose und kurzzeitige Beziehungen untereinander verbunden sind. Es sind Gruppen, in denen keine echte Rollenverteilung stattgefunden hat; Gruppen, die nicht durch eine gemeinsame Aufgabe, ein gemeinsames Ziel zusammengehalten werden; die keine Gruppennormen entwickelt haben; kurz: bei denen also keine Kollektivbildung zustande gekommen ist."

Dr. Nothnagel: „Zum Beispiel bei den fünf, sechs Mann aus derselben Einheit, die zufällig am gleichen Tag zusammen Ausgang bekommen haben und die sich sonst nur vom sehen kennen. Mitglieder eines guten Kollektivs, in welches alle gut integriert sind, werden kaum anstößige psychosexuelle Verhaltensweisen zeigen solange sie sich innerhalb ihres Kollektivs befinden. Vielleicht schon deshalb nicht, weil zum Beispiel derjenige, der im Ausgang vor den Mädchen den starken Mann markiert, aber auf der Sturmbahn der letzte ist, wahrscheinlich ganz schön durch den Kakao gezogen würde; und wer sonst im Dienst und den Vorgesetzten gegenüber mustergültig auftritt, begibt sich in die Gefahr, bei seinen Kameraden Befremdung und Mißbilligung zu erregen, wenn er sich plötzlich so unangemessen benimmt. Je länger und stärker dieser positive Einfluß der Gruppennorm wirkt, um so mehr besteht die Aussicht, daß sich die positiven Verhaltensweisen verfestigen und bei den Genossen zu Charaktereigenschaften werden."

Professor Dr. Waldeyer: „In einem sehr großen Kollektiv wird es stets mehrere Mitglieder geben, die etwas aus dem Rahmen fallen, aus der Reihe tanzen wollen. Die sind dann auch oft die am wenigsten reifen Menschen, die dann nicht selten woanders durch Kraftmeierei oder ähnliche Mätzchen auffallen. Denn es ist ein typisches Kennzeichen eines unreifen Menschen, daß er im Mitmenschen nicht einen ganz bestimmten Menschen zu erkennen und anzusprechen vermag, sondern stets nur den Vertreter dieses oder jenes Geschlechts."

Dr. Nothnagel: „Um das abzubauen, bietet gerade die Armee vielfältige Möglichkeiten. Wie oft sagen die Kollegen zum entlassenen Wehrpflichtigen, daß er ‚bei der Fahne‘ reifer geworden sei. Dort läßt sich auch manches tun und wird getan, um unser Problem in den Griff zu kriegen. Verbote der Kommandeure, daß die Soldaten bei Kasernen an der Straße nicht am

Fenster gucken dürfen, tun es allein nicht. Sittlich-moralische Predigten mit dem erhobener Zeigefinger auch nicht. Aber wer öfter mal in kleinen Kreis die Mädchen vom Patenbetrieb einlädt und ein Gespräch zwischen ihnen und den Soldaten über die Einstellung zueinander, zum Wehrdienst, zum Wehrmotiv oder ähnliches organisiert, trägt dazu bei, daß beide Partnergruppen sich mit anderen Augen betrachten, den Menschen und seine Persönlichkeit sehen lernen. Sicher gibt es auch Mädchen, die schnelle, undifferenzierte Kontakte suchen, aber Soldaten wie Mädchen sollten abwägen, ob der ‚kontaktstrebige‘ Partner auch der geeignete Lebensgefährte ist. Echte Partnerschaft und Liebe beruhen ja nicht nur auf biologischen, sondern erst recht auf verstandes- und gefühlsmäßigen Bindungen. Wenn keine Substanz da ist, um sich geistig auszutauschen, wird jedes Verhältnis flau und ebgt ab.“

AR: „In der Befragung (siehe Tabelle Frage I) äußerten 22% der Mädchen und 30% der Soldaten, daß Soldaten häufiger als andere junge Leute diese Form des Kontaktversuchs praktizieren. Wie sehen Sie das?“

Dr. Nothnagel: „Ich schließe mich der Mehrheit an, die annimmt, daß dies bei Soldaten nicht häufiger der Fall ist als bei anderen Jugendlichen. Ich glaube, wer hier anderer Meinung ist, unterliegt einer optischen Täuschung. Weil ein angetrunkener Soldat eben in seiner Uniform viel mehr auffällt als zehn betrunkene Zivilisten, registriert der flüchtige Beobachter den Uniformierten viel intensiver und irrtümlicherweise auch ‚häufiger‘ und kommt zu falschen Verallgemeinerungen: ‚Na, die Armisten‘. Beim Hinterherpfeifen ist es das selbe.“

AR: „Sie sprachen vorhin beide vom Bewußtmachen des Fehlverhaltens durch die Erziehungsträger. Ich finde es interessant, daß die meisten der befragten Soldaten das Pfeifen als Unart erkennen oder zumindest für nicht ganz astrein halten. Es ist allerdings merkwürdig, daß es trotzdem noch sooft vorkommt.“

Dr. Nothnagel: „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Und wie man sich Mädchen gegenüber verhalten soll, davon hat ja wohl jeder schon einmal gehört. Aber wie es so schön heißt: Ein Narr macht hundert Narren. Vielleicht rührt aber die Einsicht auch daher, daß die jungen Männer am eigenen Leibe erfahren haben, wie selten ein unqualifizierter ‚Lockruf‘ ankommt. Deshalb geben ja auch 88 Prozent der Soldaten (siehe Tabelle Frage IV) an, daß dieses Verhalten den Mädchen nicht gefällt. . .“

Professor Dr. Waldeyer: „Das macht den Mädchen alle Ehre. . .“

Dr. Nothnagel: „Gewiß. Aber anscheinend sind die Mädchen sich dessen gar nicht so bewußt bzw. trauen sich diesen positiven Einfluß gar nicht zu. Fast die Hälfte glaubt ja, daß ihre Geschlechtsgenossinnen doch nicht immer mit der nötigen Eindeutigkeit ihre Ablehnung kundtun, sondern viele sich sogar noch ‚gebauchmiezelt‘ fühlen. Und wie das Befragungsergebnis (siehe Tabelle Frage V) zeigt, sind die Mädchen in der Beurteilung dieser ‚Gockelei‘ viel weniger streng als die Soldaten.“

AR: „Vielleicht ist das auch ein Grund dafür, daß die jungen Leute zwar wissen, was sich gehört, aber immer wieder rückfällig werden. Es fehlt eben die ‚gesellschaftlich notwendige‘ Ablehnung.“

Dr. Nothnagel: „Ich glaube, wenn die Mädchen eindeutiger negativ reagieren, setzt sich der gute Geschmack auf diesem Gebiet sicher schneller durch.“

AR: „Auf der einen Seite lieben die meisten Mädchen dieses Verhalten nicht oder halten es für geistlos und billig, andererseits gehen sie mit der ‚Sünde‘ viel weniger hart ins Gericht als die ‚Sünder‘ selbst. Ist das die vielzitierte ‚weibliche Inkonsistenz‘?“

Dr. Nothnagel: „Da möchte ich etwas gewagt und nicht ganz wörtlich mit Clausewitz antworten: Im Gefecht ist es besser, etwas falsches zu tun als gar nichts. Mit anderen Worten: Die Aktivität des Mannes ist vom Prinzip her der Frau meistens sympathischer als die Passivität.“

Professor Dr. Waldeyer: „Das weibliche Wesen mit geistigem und seelischem ‚Niveau‘ wird freilich über das gockelhafte Imponiergehabe nur mitleidig lächeln, aber es ärgert sich darüber nicht. Ich möchte hier wiederholen, was ich eingangs sagte: Wir sollten solche Verhaltensweisen nicht zu ernst nehmen, solange sie andere Menschen nicht ernsthaft belästigen.“

Dr. Nothnagel: „Ich bin ganz Ihrer Meinung, aber immerhin gibt uns das Hinweise auf die psychologische Struktur derjenigen, die sich so verhalten und – je nach Situation – auch auf die Gruppe, aus der heraus sie geäußert werden. Damit haben wir bzw. die Vorgesetzten auch die Möglichkeit, erzieherisch verändernd einzugreifen, wenn es nötig erscheint. In allen gesellschaftlichen Bereichen bemühen wir uns um eine Verbesserung der Qualität in den zwischenmenschlichen Beziehungen. Dabei sollten wir die Beziehungen zwischen den Geschlechtern nicht ausklammern.“ *Major Lothar Kitzing*

Der Schutzbrief

Klaus G. Zabel



Luan zuckte zusammen. War da nicht ein verdächtiges Geräusch gewesen? Er trat an die Schießscharten des Erdbunkers und spähte nach draußen. Nichts. Er sah und hörte nichts Auffälliges. Zehn Meter vor ihm der Stacheldrahtzaun, dahinter die Bambuspalisade. Dann kam schon der Dschungel. Nein, nichts Außergewöhnliches. Auch das Stück Papier lag noch da, zwischen dem Drahtzaun und dem aufgeschütteten Wall, der Tri Yon, den Partisanenstützpunkt, vor Feinden schützen sollte. Luan lächelte grimmig: Sollte!

Aber der Feind war plötzlich vor Tri Yon aufgetaucht, hatte eine Bresche in den Wall geschossen und begonnen, die kleine Festung zu stürmen. Mann gegen Mann hatten sie gekämpft, mit Messern zuletzt und mit dem Mut der Verzweiflung. Kommandant Chau hatte alle verfügbaren Kräfte in die Bresche geworfen und den Eindringenden die Verbindung nach draußen abgeschnitten. Einige der Saigoner und drei Amerikaner hatten sich ergeben.

Das war vor einer Woche geschehen. Seitdem war in Tri Yon alles knapp geworden: Wasser, Verpflegung, der Schlaf. Müdigkeit beschlich die Partisanen wie ein lähmendes Gift und wurde zur lautlosen Verbündeten der Belagerer. Die Augen der Männer waren gerötet und schmerzten.

Vielleicht war ich vorhin eingeschlafen, dachte Luan, es wäre kein Wunder. Nein, ein Wunder wäre es nicht, aber eine verdammte Schweinerei!

Er ging in dem niedrigen, halbrunden Erdbunker von Schießscharte zu Schießscharte. Wenn man auf Posten sekundenkurz einnickt, kann einem der eigene Atem zum lauten Knall eines abgefeuerten Gewehres werden. Nein, etwas Verdächtiges war nicht auszumachen. Der neue Tag hingelte sich wie immer an Stämmen und Luftwurzeln des Waldes empor, stellte sich auf die Kronen der Baumriesen und begann emsig, die Nachtfarben des Himmels mit kräftigen Pinselstrichen aufzuhellen. Luan sah zum Wald hinüber; dort lauerte unsichtbar der Feind und versuchte, die tödliche Schlinge um den Stützpunkt immer enger zu ziehen. Manchmal schoß er mit Granatwerfern, manchmal richtete er eine Lautsprecherbatterie gegen die Wälle und forderte die Partisanen zur Übergabe auf. Erfolglos der eine wie der andere Beschuß.

Luans Blick streifte umher, heftete sich auf das Stück Papier, das er schon in der Dunkelheit ausgemacht hatte und das nun, je tagheller es wurde, immer kontrastloser auf der ausgedörrten Erde lag. Was es wohl sein mochte? Zweimal schon hatte der Feind kleine Propagandaraketen in die Festung geschossen, Schutzbriefe, die den Partisanen freies Geleit an ihren Heimatort und Befreiung von der Gefangenschaft versprochen, wenn sie zu den Belagerern überliefen. Und zweimal hatten die Eingeschlossenen die Papierfetzen eingesammelt und verbrannt: Ihr Weg aus der Festung würde entweder ein siegreicher oder einer sein, der sie ins gemeinsame Grab führt.

Plötzlich war da wieder ein Geräusch! Luan hob den Kopf. Es hatte sich wie ein dumpfer Aufprall angehört, als ob ein Reissack zu Boden gefallen wäre. Und dann sah er auch schon, was geschah. Mit geschmeidigen Bewegungen glitt eine Gestalt vom Fuß des Walls über den Erdboden auf das Stück Papier zu. Linker Arm, rechter Arm. Linkes Bein, rechtes Bein. Luan erkannte Thao, seinen Freund. Verdammt, warum verläßt der Junge seinen Posten? Seine Hand griff nach der Maschinenpistole; behutsam schob er den Lauf durch die Schießscharte. Hatte Thao die Nerven verloren? Er sah, wie der Junge nach dem Papier griff, einen Blick darauf warf, es dann faltete und in die Tasche seiner Bluse steckte. Der muß verrückt geworden sein! Das muß er mir nachher erklären! Luan atmete tief und zog die MPI wieder zurück. Er beobachtete den wieder auf den Wall zukriechenden Freund. Und nun? Wie willst du rüberkommen? Als ob Thao die Frage gehört hätte, richtete er sich auf, winkte Luan in seinem Erdbunker zu und ergriff ein Seil, das von der Höhe des Walles herabhing. Mehrere kräftige Armzüge, ein Schwung der Beine, dann war Thao nicht mehr zu sehen.

Erst jetzt fiel es Luan auf, daß nicht ein Schuß gefallen war. Die Scharfschützen der Belagerer hätten doch Thao abknallen müssen! Warum hatten sie es nicht getan? Sie schossen doch sonst auf alles, was ihnen vor Kimme und Korn kam. Luan blickte zum Wald hinüber, als ließen sich aus dessen undurchdringlichem Grün Antworten auf seine Fragen ablesen. Aber der Wald hüllte sich in feindseliges Schweigen; seit sich in ihm die Saigoner versteckt hielten, schwiegen selbst die schwatzhaften Baumaffen.



Jemand kam und weckte Thao. Als er die Augen aufschlug, war es um ihn herum dunkel. Er richtete seinen Oberkörper auf und tastete nach der Waffe. „Was ist los?“ fragte er. „Du sollst zum Kommandanten kommen.“ „Mitten in der Nacht?“ „Die hat gerade erst angefangen“, antwortete der andere, „sie haben dich einen ganzen Tag lang schlafen lassen. Du warst an der Reihe, einer, der schläft, braucht nicht zu essen, verstehst du?“ Thao nickte mit dem Kopf, besann sich, daß der andere es im Dunkeln nicht sehen könne, und sagte: „Wieviel Schüsseln Reis kann ein Tag Schlaf ersetzen?“ Der andere wußte es nicht. „Beeil dich“, mahnte er, und verließ die Bambushütte, ohne auch nur ein einziges Mal in der Finsternis gegen ein Hindernis zu stoßen.

Wenig später überquerte Thao den freien Platz, der den Mittelpunkt der Festung bildete. Der Mond hing wie ein Wiegemesser an unsichtbaren Fäden unterm Himmel und funzelte träge auf Tri Yon herab, auf den hohen Wachturm, an dem Thao jetzt vorbeiging, auf den Fahnenmast, an dem Tag und Nacht die blaurote Fahne mit dem goldenen Stern gehißt war. Die Sandalen des jungen Partisanen schlurrtten durch den Sandboden auf eines der unzerstörten Steinhäuser zu, in dem der Kommandant sein Quartier hatte. Thao konnte sich nicht denken, was man zu so später Stunde von ihm wollte. Er hatte schon in seinem Sündenregister gekramt, aber es war ihm nichts weiter eingefallen, als der harmlose kleine Abstecher im Morgenrauen vor den Wall, um dieses vertrackte Papier, das ihn die halbe Nacht geärgert hatte, zu beseitigen. Seine Finger glitten über die Blusentasche. Am besten, er würde den Wisch jetzt gleich dem Kommandanten aushändigen.

Doch er vergaß sein Vorhaben sofort wieder, als er den Gefechtsstand betrat. Zwei große Benzinlampen hingen über einem Kartentisch und blendeten ihn mit ihrem grellen Licht. Er nahm eine kleine Gruppe von Männern wahr, die um den Kartentisch herumstand. Er grüßte und meldete sich. Chau, der Kommandant, gab ihm die Hand und sagte erklärend zu einem



der Anwesenden: „Das ist Thao, einer meiner besten Kämpfer. Vor drei Jahren hat er sich uns im Delta angeschlossen, nachdem die Marionetten sein Dorf zerstört und seine Familie erschossen hatten. Kurze Zeit darauf ist er in meine Einheit gekommen. Er ist ebenso zuverlässig wie Luan.“

Thao, der den Freund bei seinem Eintritt nicht gleich gesehen hatte, suchte ihn nun mit erstauntem Ausdruck im Blick. Luan lächelte ihm zu und machte mit den Augenbrauen ein Fragezeichen. Es war Thao klar, daß man ihn nicht gerufen hatte, um ihn wegen seiner Eigenmächtigkeit am Morgen zur Verantwortung zu ziehen. Nun sah er sich auch die Männer näher an, die mit besorgten und übernächtigen Gesichtern unter den Lampen standen. Es waren Leutnant Chiem, Zugführer Giot, Feldwebel Loe und der Vorsitzende des Dorfrates von Tri Yon, der mit einem Teil der Bewohner in der Festung Zuflucht vor der Soldateska gesucht hatte. Und dann sagte der Kommandant, was geschehen war und was geschehen sollte. Er sprach von einem Tunnel, den Freiwillige angelegt hätten, und der die einzige Chance der Eingeschlossenen wäre, der Vernichtung zu entgehen. „Natürlich denken wir nicht daran, die Festung durch diesen Tunnel zu verlassen. Ganz im Gegenteil habe ich vor“, sagte Chau, „so viel Verstärkung durch ihn in den Stützpunkt einzuschleusen, daß wir einen befreienden Ausbruch wagen können. Unsere Funkstation wurde vom Feind zerstört. Wir wie auch der Regimentsstab sind auf Vermutungen angewiesen. Um dem ein Ende zu setzen, müssen wir Kontakt aufnehmen.“ Er unterbrach sich und sah Luan und Thao an. „Ihr beide seid mir von euren Vorgesetzten vorgeschlagen worden, den Auftrag zu übernehmen und erfolgreich auszuführen. Auch ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß ihr alles tun werdet, damit Tri Yon nicht dem Feind in die Hände fällt.“

Luan und Thao erwiderten entschlossen Chaus Blick. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörten sie zu, was er ihnen sagte. Nicht das geringste Erstaunen zeichnete sich auf ihren Gesichtern ab, als sie erfuhren, daß ihre Mission noch zur selben Stunde beginnen sollte.

Der Kartentisch wurde beiseite geschoben. Leutnant Chiem bückte sich und hob eine Reisstrohmattē hoch. Ein Einstiegloch wurde sichtbar. „Hier beginnt der Tunnel“, sagte Chau, „und er endet in den Büschen des Flußufers. Auf einer geschätzten Länge von fünfzig Metern kriecht ihr unter den Füßen des Feindes entlang, dann erreicht ihr das Ufer. Von dort aus müßt ihr euch eigentlich ohne Schwierigkeiten weiter durchschlagen können.“ Und er riet ihnen, sich noch einmal einzuprägen, daß Tri Yons Schicksal von ihnen abhängt. Es sei

auch nicht möglich, im Fall eines Mißlingens neue Boten auszuschicken, weil jeder Mann in der Festung gebraucht wurde.

Luan und Thao gaben ihre Maschinenwaffen ab und erhielten jeder eine Pistole, die sie unter ihre Gürtel klemmten. Sie verabschiedeten sich von den Offizieren und kletterten nacheinander in das Erdloch. Chau nahm den Hörer von einem Feldtelefon und drehte die Kurbel: Der Posten am anderen Ende des Tunnels erfuhr vom Beginn der Aktion.



Er hatte sich ganz nach dem Vorbild seines Saigoner Herrn und Meisters Ky zurechtgestutzt. Fehlte nicht die zum Kampfanzug passende Mütze mit dem Sonnenschild von der Art, wie Sportler sie tragen. Fehlte nicht das Menjoubärtchen. Fehlte nicht die dunkle Sonnenbrille. Er war Leutnant einer Rangertruppe. Die aufgerollten Ärmel seiner Tarnjacke entblößten sein Credo: auf dem rechten Unterarm SS-Runen, auf dem linken einen Totenkopf tätowiert. Er saß in lässiger Haltung hinter dem Lenkrad eines Jeeps, der mit leerlaufendem Motor in einem Palmenhain getarnt abgestellt war. Über die heruntergeklappte Frontscheibe des Wagens blickte er starr geradeaus auf den einige Meter entfernt am Boden ausgestreckten Luan. Ohne den Kopf zu wenden, sagte er mit eiskalter Stimme zu dem neben ihm auf dem Beifahrersitz kauernenden Thao: „Sieh ihn dir genau an, deinen Genossen! Die Arme um den Stamm einer Palme gefesselt, an den Füßen das Ende eines Drahtseils. Wenn ich diesen Hebel hier – willst du verdammtes Schwein gefälligst hersehen! – wenn ich hier langsam ziehe, beginnt die Winde vom am Auto das Seil allmählich aufzuwickeln. Eine moderne Ausführung vom Prokrustesbett...“ Er lehnte sich zurück, fingerte eine Zigarette aus einer Tasche und steckte sie in den Mund. Einer der beiden Söldner, die vom Rücksitz aus Thao bewachten, reichte ihm Feuer. Dann sagte er verächtlich: „Du Reisbauer weißt natürlich nicht, wer Prokrustes war! Paß gut auf! Ich werde dir zeigen, wie die alten Griechen sich das dachten.“

Er betätigte den Hebel, der Motor begann zu arbeiten und setzte die Seilwinde in Bewegung. Noch lag das Seil schlaff am Boden. Dann, als es sich spannte, ließ er den Hebel los. „Naha?“ fragte er gedehnt. Doch Thao schwieg. Er schwieg, weil sein Wille es ihm befahl und weil das Entsetzen ihm die Kehle zuschnürte. Das Blut rauschte in seinen Ohren wie ein Wildbach, übertönte die Stimme des Schnurrbartigen, der etwas sagte, teuflisch grinste und den Hebel erneut berührte. Luans Körper wurde

an Händen und Füßen hochgerissen, so daß er wie eine Hängematte wenige Zentimeter über dem Erdboden schwebte. Wieder der Hebel: die Winde hörte auf zu arbeiten.

„Und nun noch einmal, bevor dem da die Eingeweide lang und länger werden: Mit welchem Auftrag hat euch euer Kommandant aus der Festung geschickt? Wie kam es, daß wir euch erst hinter unseren Stellungen aufgriffen? Auf welchem Weg seid ihr gekommen?“ Wütend schlug der Offizier Thao eine kurze Lederpeitsche ins Gesicht. „Antworte, du, antworte, wenn ich dir nicht auch alle Gräten langziehen soll wie deinem Genossen!“

Die Blätterschirme des Palmenhaines hielten zwar die Sonnenstrahlen ab, aber die Hitze waberte dennoch durch das Gehölz, steigerte sich zur Unerträglichkeit, trieb Thao den Schweiß aus allen Poren auf die Haut. Er durfte nicht eine Frage dieses Satans beantworten! Lieber würde er sich die Zunge abbeißen. Luan! Luan! Armer Kerl, wenn ich dir nur helfen könnte! Nach dir werde ich es sein. Scheiße verfluchte, daß sie uns fassen mußten, als wir glaubten, schon durch zu sein! Der Stab wird ohne Chaus Nachricht bleiben, der Stützpunkt verloren sein, wenn wir diesen sinnlosen Folttertod sterben! Sinnlos? Nein, das denn doch nicht!

Plötzlich riß ein entsetzlicher Schrei die Gedanken Thaos auseinander. Ein schier unmenschliches Brüllen vermischte sich mit dem Quietschen der Seilwinde. „Stop!“ befahl der Offizier und gehorchte sich selbst. „Was hat der eben gesagt? He, du, hast du nicht die letzten Worte deines Kumpanen gehört? Nein? Aber ich! Sehr genau! Du sollst den Schutzbrief vorzeigen. Na, nun zeig schon! Glotz nicht so trübe, der da ist hinüber.“

Mit einem Schlag kann alles ganz anders sein, die Sonne blau aussehen und der Tod einen Umhang tragen aus lauter knisternden Schutzbriefen. Du erinnerst dich doch an den Schutzbrief, Thao, nicht wahr. Es hatte dich geärgert, daß er so ungeniert dalag, vor dem Wall. Ein Schutzbrief? Wozu benötigst du denn einen, Thao? Seit wann reiten Partisanen auf einem weißen Schutzbrief des Feindes in den Himmel?! Überhaupt in den Himmel, wo der Teufelsgesandte neben dir hockt? Was hatte er gesagt? Vorzeigen? Du mußt ihn noch in der Tasche haben. Eine Handbewegung. Bitte. Nein, bitte sagst du nicht zu dem da. Nur die Handbewegung zur Tasche. Soll er selber nachsehen. Mit einem Schlag kann alles ganz anders sein, oder mit einem Zug! Mit einem Seilzug! Luan kann anders sein und auch das Lied der Mütter, die in der Festung ihren Kindern davon singen, daß zwei ausgezogen sind, sie zu retten. Zwei? Du bist jetzt allein, Thao!

„Überlaufen wolltet ihr also, du und der da!“ sagte der Offizier. „Überlaufen mit nur einem Schutzbrief, obwohl wir genügend davon rübergeschossen haben!“

Thao machte eine Bewegung mit der Schulter. „Wir mußten sie aufsuchen und abliefern,“ sagte er.

„Und diesen hier hat dir dein Kommandant wiedergegeben, damit du uns was vormachen kannst. Wenn ihr wirklich von denen da drin die Schnauze vollgehabt hättet, wäret ihr mit dem Schutzbrief in der Hand zu uns gekommen, oder er wäre euch doch zumindest sofort im Augenblick eurer Gefangennahme eingefallen.“ Der Offizier ging jetzt vor dem Jeep auf und ab. Thao aber saß mit seinen beiden Bewachern noch in dem Fahrzeug. „Ich will wirklich nach Hause“, versuchte er es.

„Du willst vor allem am Leben bleiben, damit du uns eure Verstärkung auf den Hals schicken kannst! Mir machst du nichts vor!“

„Woher sollte ich Verstärkung holen?“

„Das wirst du am besten selber wissen“, sagte der Schnurrbärtige leise und blieb dicht vor Thao stehen. „Wenn du es mich auch wissen läßt, könnte ich bereit sein, das auf dem Schutzbrief gegebene Versprechen zu halten. Überleg es dir.“

„Ein Versprechen sollte man ohne Gegenleistung zu fordern einlösen“, sagte Thao ruhig.

„Ja, so frech könnt nur ihr antworten!“ brauste der nachgemachte Ky auf und schlug wieder mit seiner Lederpeitsche zu.

Plötzlich begannen Maschinengewehre in wilden Feuerstößen die Stille zu zerhacken. Gewehrsalven, Granatwerfereinschläge in ziemlicher Nähe. Nervös zwangen die beiden Soldaten ihren Gefangenen aus dem Auto. Wilde Rufe da und dort. Verstört krabbelte der Offizier unter das Fahrzeug. „Wollt ihr mich im Stich lassen, ihr Schweine!“, brüllte er hinter den Soldaten her, die in panischer Angst die Flucht ergriffen. Ein Entsetzensruf war zu ihnen gedrungen: „Die Partisanen greifen an!“ Thao machte ein paar Schritte. Am Heck des Jeeps griff er auf den Boden und hob die Pistolen auf, die man ihm und Luan abgenommen hatte. Immer näher kam von allen Seiten der Gefechtslärm. Thao jubelte: Man hatte nicht länger mit dem Entsatz der Festung gewartet!

Er richtete seine Waffe unter den Wagen und sagte: „Wirf dein Schießesien weg, Verbrecher, und komm vor! Ich will nicht, daß du dich deinen Richtern entziehst!“

Dann stand der andere mit erhobenen Händen. Runen und Totenkopf an seinen Unterarmen schrumpften zur Bedeutungslosigkeit. Thao bewachte ein schlotterndes Tier.

Und einen Genossen!



Nomex-Schutzanzug abgelehnt

Die als ideal angekündigte, schwer entflammare und nicht schmelzende Schutzbekleidung für Militärzwecke aus Nomex-faser wird nach eingehenden Versuchen bei der Bundeswehr als nicht einsatzfähig bezeichnet. Die Bekleidung aus dieser Faser sei zu teuer, nur kurzzeitig tragbar und bekleidungsphysiologisch nicht vertretbar. Somit gilt die Frage nach einem verwendungsreifen Schutzanzug für militärische Zwecke als noch ungelöst.

Flexible Trinkwasserbehälter

Für den Transport und die Lagerung von Trinkwasser verwendet die Sowjetarmee zwei Typen flexibler Behälter mit den Bezeichnungen RDW-1500 und RDW-5000. Beide Behälter eignen sich für den Transport auf LKW. Der RDW-5000 erreicht eine größere Stabilität durch seine doppelwandige Ausführung, bei der die Hülle aufgepumpt werden kann.

Neue Raketenkorvette

Ein neues hochmodernes Kampfschiff der sowjetischen Seekriegsflotte, eine Raketenkorvette, macht neuerdings von sich reden. Wie die tschechoslowakische Zeitschrift „Zápisnik“ in einem Bericht über die sowjetischen Seestreitkräfte berichtet, ist das relativ kleine, wendige Schiff mit zwei Drillingsätzen bisher unbekannter Raketenstarter ausgestattet und verfügt neben automatischen Kanonen zur Luftabwehr auch über umfangreiche elektronische Anlagen.



Neue Geräte zur Wasseraufbereitung

Drei Typen von Ozonisierungsgeräten für die Trinkwasserverbesserung, mit deren Hilfe das Wasser aufbereitet und desinfiziert werden kann, wurden in der ČSSR entwickelt. Trotz der Desinfektion treten keine Veränderungen von Struktur und Zusammensetzung der im Wasser gelösten Mineralien ein. Der Ozon zerfällt später wieder in normalen, unschädlichen Sauerstoff und hat auch keinen Einfluß auf den Geruch des aufbereiteten Wassers. Selbst weniger wertvolle Wasserquellen können auf diese Art genutzt werden.

Kanadas erstes Tragflügelboot erprobt

Das erste Tragflügelboot der kanadischen Marine, das den Namen BRAS D'OR erhielt, hat seine Erprobung bestanden. Allerdings waren die für die U-

Boot-Abwehr vorgesehenen 12 Werferrohre – in Drillingsgruppen auf dem Achterdeck geplant – noch nicht eingebaut. Das aus Aluminium gefertigte Boot hat eine Wasserverdrängung von 180 ts, ist 46 m lang und 6,5 m breit. Mit Gasturbinenantrieb erreicht es eine Höchstgeschwindigkeit von 50–60 kn, mit Dieselantrieb eine Marschgeschwindigkeit von 12 bis 15 kn.



Feldgeschütz B-1

Das jugoslawische Feldgeschütz B-1, das auch exportiert wird, ist bei den jugoslawischen Gebirgstruppen, bei den Infanterieregimentern und in der Panzerabwehr im Einsatz. Das Geschütz kann in der oberen und unteren Winkelgruppe schießen. Seine Masse beträgt in Feuerstellung 720 kg, die Gesamtlänge 3070 mm. Das Kaliber von 76,2 mm ist internationaler Wert. Die Schußweite liegt bei 8750 m. Gegen Panzer werden kumulativgeschosse verwendet. Die Feuergeschwindigkeit wird mit 25 Schuß/min angegeben. Varianten sind: B-1 A1 und B-1 A2 (zerlegbar in drei Lasten für den Maultier- und Pferdetransport).

Fernschaltungsgerät für Sender

Neuerer der sowjetischen Luftverteidigungskräfte haben zur Ferneinschaltung eines weit von der Empfangsanlage abgesetzten Senders ein Spezialgerät entwickelt, mit dem mehrere Sender geschaltet werden können. Die Schaltung kann über Draht und „Erde“ oder über einen Telegrafiekanal erfolgen.

Neue sowjetische Straßenbaumaschine

Wie die sowjetische Zeitschrift „Technika voorushenije“ berichtet, wurde den Pioniertruppen der Sowjetarmee eine neue Straßenbaumaschine zugeführt. Diese Maschine, die zur Kategorie der Radbulldozer gehört, wurde auf der Basis des zweiaxigen Radzugmittels MAZ 538 entwickelt. Sie zeichnet sich durch hohe Zugleistung und Geländegängigkeit, sowie durch vielseitige Arbeitsmöglichkeiten aus. Die Arbeitseinrichtung befindet sich am Heck der Maschine. Der Planierschild kann in Pfeil-, in Schräg- (10 Grad nach rechts und links) und in Planierstellung angebracht werden.

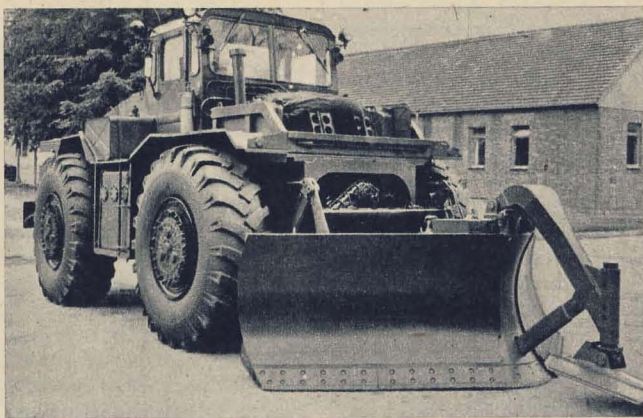
Phantom-Triebwerke in Lizenz

Die Triebwerke für die 175 Flugzeuge vom Typ Phantom F-4 F sollen in der BRD von der Motoren- und Turbinen-Union hergestellt werden. Es handelt sich dabei um einen Lizenzbau des General-Electric-Triebwerkes GE J79-17. Die Kosten für die Phantomtriebwerke werden mit 800 Millionen DM beziffert.



Miniaturnachrichtengeräte aus Holland

Bei „Philips Telecommunications“ wurde ein interessantes System von militärischen Kleinst-Nachrichtengeräten entwickelt. Es handelt sich um einen Helm-



empfänger (Bild 1), um einen Taschensender (Bild 2) sowie um einen Transceiver, der Sender und Empfänger kombiniert (Bild 3). Die Betriebsfrequenzen sind quartzesteuert, die Abstimmung einfach. Mit einem Schalter können 6 Frequenzen für Sender und Transceiver und 2 Frequenzen bei den Empfängern gewählt werden. Die Arbeitsfrequenzen werden aus 400 möglichen des 47 MHz bis 57 MHz-UKW-Bandes ausgewählt. Als Energiequellen sind 1,5-V- und 9-V-Batterien eingesetzt. Die Geräte sind stoßfest und wasserdicht; ihre Gehäuse sind aus glasfaserverstärktem Polyester gefertigt. Der Empfänger wiegt 380 g, der Sender 900 g und der Transceiver 1 kg.

Zielersteller für Raketen

Der im Auftrag des US-Kriegsministeriums entwickelte Flugkörper HAST soll als Übungsziel für Raketen dienen. Der Flugkörper soll Höhen von 30000 m und Geschwindigkeiten um Mach 4 erreichen. Als Antrieb dient ein Hybrid-Raketomotor, der sowohl feste als auch flüssige Treibstoffe verwendet.

Genug „Shillelagh“ auf Lager?

Die Fertigung der US-Lenkrakete „Shillelagh“ als Hauptmunition für die 152-mm-Kombinationsrohrwaffe des Aufklärungspanzers „Sheridan“ und des Kampfpanzers M 60 ist eingestellt worden. Als offizielle Begründung wird angegeben, daß der her-

gestellte Munitionsvorrat ausreiche und die Entwicklung des Panzers XM 803 (früher Kampfpanzer 70), für den diese Lenkrakete ebenfalls vorgesehen war, zurückgestellt sei. Es ist aber auch bekannt, daß die „Shillelagh“ die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllte. Sie erreichte z. B. nie die Treffleistung von Panzerkanonen.

Funkverbindung unter Tage möglich

Ein spezielles Funkgerät für den Einsatz unter Tage, das die stabile Verbindung durch 400 m Gestein ermöglicht, wurde von sowjetischen Forschern und Technikern in Jakutsk konstruiert. Bei der Erprobung wurden besonders die am besten geeigneten Frequenzen ermittelt. Das transportable Send- und Empfangsgerät soll demnächst in Serienfertigung gehen.

MTO-70 in Erprobung

Das in der VR Bulgarien entwickelte Wartungsfahrzeug MTO-70 befindet sich zur Zeit in Truppenerprobung. Der Spezial-LKW basiert auf dem ZIL-131 und ist für folgende Hauptarbeiten vorgesehen: Strahlungskontrolle und Entaktivierung, Kontrolle und Regulierung von Aggregaten, laufende Reparaturen u. a. Zur Ausrüstung gehört ein 1,5-Mp-Ausleger. Anschläge verhindern das Pendeln der Lasten. Ein Automat schützt die Bedienungskräfte vor elektrischen Stromschlägen bei der Arbeit.

Von laotischen Kindern lernte ich, bei plötzlichen Luftangriffen nicht nach dem Schutzraum zu rennen, sondern mich längelang ins Gras zu werfen, die Hände auf die Ohren zu pressen und abzuwarten, bis das „amerikanische Gewitter“ vorbei war. Denn Bomben, die den Berggipfel treffen, können Gesteinslawinen auslösen, die, wenn sie einen auf dem Wege zur Höhle überraschen, gefährlicher sind als die Bomben selbst.

Die Kinder lehrten mich auch, daß es nicht ratsam ist, sich am Höhleneingang aufzuhalten, und sie zeigten mir die Spuren von Splitter- und Kugelbomben in seiner Nähe. Keines dieser Kinder konnte sich allerdings erinnern, jemals in einem Holzhaus gewohnt zu haben – noch dazu in einem „richtigen“, einem auf Pfählen, wie sie für Laos typisch sind.

irdische, vom Wasser ausgewaschene Säle und Gänge, mit von der Decke herabhängenden Stalaktiten, durchziehen oft kilometerlang den Berg, dem Leben Schutz bietend.

Doch es ist ein hartes Leben. Der Mensch der Gegenwart wird nicht geboren, um in Höhlen zu leben. Die Feuchtigkeit zerstört die Kleidung; nach wenigen Wochen schon verfault ein Buch. Das Wasser rinnt von den Wänden. In den Felsgrotten ist es dunkel und kalt. Zündet man ein Feuer an, so tränen einem die Augen vor Rauch. Geschlafen wird unter feuchten Decken, die kaum zum Trocknen in die Sonne gehängt werden können, da jeder Gegenstand draußen

„Ebene der Tonkrüge“, besuchte ich eine Artillerieeinheit. Ihre Grotte soll, so behaupteten Abergläubige, früher einmal von Dämonen und Geistern bewohnt gewesen sein. Die Soldaten haben davon noch nichts bemerkt. Freilich ist das Felslabyrinth auch sehr verwinkelt und groß – so geräumig, daß darin selbst Geschütze und gepanzerte Fahrzeuge Aufnahme finden konnten und eine gezähmte Boa, die der Krieg noch nicht verscheucht hat.

„Die Ebene“, sagte Ossakane, ein Offizier der Einheit, „reizt die Amerikaner immer wieder. Gern möchten sie sie uns entreißen. In jeder Regenperiode, wenn in den befreiten Gebieten die Landverbindungen abreißen, setzen sie Luftlandetruppen ab, um zumindest die Gegend um Xieng Khouang in die Hand zu bekommen.“

DER KOPF DES ELEFANTEN

Aus den befreiten Gebieten von Laos berichtet Madeleine Riffaud, Sonderkorrespondentin der l'Humanité

In Felsgrotten hatten ihre Mütter diese Kinder zur Welt gebracht. Grotten, in denen früher einmal Hirsche, Affen und Tiger Zuflucht gesucht hatten. Mit Dynamit waren die Höhlen vergrößert worden, durch Beton verstärkt und über Bambusleitern zugänglich gemacht.

In diesem vom Feinde verheerten Lande ist scheinbar jegliches Leben erstarben. Doch nur scheinbar. Plötzlich zuckt aus einem Felspalt sekundelang Licht, tönt ein Hahnenschrei. Unter einem Granitbogen hindurch, mitten im Berg, stößt man auf ein ganzes Dorf. Unter

die Aufmerksamkeit amerikanischer Luftpiloten erweckt.

Und doch wird in diesen Höhlen gelebt und geliebt, gearbeitet und gefeiert. Ich sah neue, von Hand gefertigte Webstühle, an denen bei Petroleumlicht Stoffe entstanden, die in früheren Zeiten Prinzessinnen getragen hätten. Die Petroleumlampen waren zumeist aus entschärften Kugeln hergestellt.

In einer anderen Höhle, in der

Die „Ebene der Tonkrüge“ ist für Laos von großer strategischer Wichtigkeit. Die alten laotischen Könige nannten das Plateau „den Kopf des Elefanten“. Wer nämlich einen Elefanten führen will, muß auf dessen Kopf sitzen.

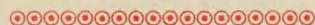
Wie die umliegenden Höhenzüge, ist auch der Berg, in dem diese Artillerieeinheit der Befreiungsstreitkräfte Unterkunft gefunden hat, regelmäßiges Ziel amerikanischer Luftangriffe. Von Bomben wurden die Gipfel geradezu skalpiert, ihrer Vegetation beraubt, ja, um einige Meter in der Höhe verringert. Aber trotz-



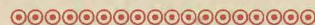
Eulen sind sie des Nachts und Füchse am Tage“, sagen die Soldaten. Unter schwersten Bombenangriffen, quer durch Minenfelder, mitten durch die Reihen von Söldnerbanden tragen sie ihre schweren Lasten, wenn kilometerlang die Gebirgsstraßen unpassierbar sind und die Militärlastwagen nicht mehr zu den kämpfenden Einheiten durchstoßen können.

„Mit viel Liebe für sein Volk, mit viel Haß gegenüber dem Feind, ist man befähigt, alle Schwierigkeiten zu überwinden“, erklärte mir eines Tages die Vorsitzende der Frauenorganisation der Befreiungsfront in einer von Wasser triefenden Grotte, dem Sitz der Organisation.

Dieser Satz kam mir des öfteren ins Gedächtnis, wenn ich in den Felsenhöhlen die Polikliniken besuchte oder die Frontdruckerei, wo Jungen und Mädchen, die



Nachschub für die Befreiungstruppen. — Wer einen Elefanten lenken will, muß auf dessen Kopf sitzen, sagt man in Laos. So wurde auch die vielumkämpfte Ebene der Tonkrüge schon vor langer Zeit zum „Kopf des Elefanten“.



dem. Unter einer 500 bis 600 Meter starken Granitschicht sind die Soldaten und ihre Geschütze absolut sicher; und daß sie außerhalb der Grotte ganz hervorragend zu kämpfen verstehen, das bewiesen sie ihren Feinden schon oft.

Der Koch brachte uns eine süßsaure Suppe. „Hier, im Operationsgebiet“, erklärten mir die Soldaten, „ist es uns unmöglich, Gemüse zu pflanzen. Deshalb pflücken wir zur Vitaminversorgung die ‚Dok-Ban‘-Blume. Sie blüht überall im Walde — auf Bäumen, zwischen Bäumen — mit breiter Blütenkrone aus weißen

und rosaroten Blättern; fleischig, mit flammendrotem Herzen. Die Blume dient uns zur Tarnung, und sie schmückt auch in großen Sträußen unsere Grotte. Des Abends aber, in der Suppe, ersetzt sie uns das Gemüse.“

Die Versorgung der kämpfenden Truppe ist eines der wichtigsten, aber auch kompliziertesten Probleme. In Xieng Khouang — aber sicher auch anderswo — gibt es dafür spezielle Freiwilligeneinheiten. Überwiegend dienen in ihnen junge Mädchen.

„Wo Männer manchmal nicht durchkommen, schleichen sich die Frauen häufig noch durch.

erst vor wenigen Jahren das Lesen erlernten, die Frontzeitung setzen, ja, sogar Schulbücher. Alles ist im Berg versteckt. Soldaten, Bauern, Ärzte oder Journalisten, sie haben sich selbst eingerichtet, haben Felsen gesprengt, wurden zu Maurern und Zimmerleuten, kämpften gegen Nässe und Finsternis.

Die Angehörigen der Befreiungsfront, einschließlich der Soldaten und Offiziere, versorgen sich für zwei bis drei Monate des Jahres selbst, pflanzen Reis und Gemüse. Hauptnahrungsmittel ist der Maniok, aus dessen Wurzeln Mehl gewonnen wird, und die

selbst nach Napalmangriffen oder dem Einsatz chemischer Kampfmittel noch genießbar bleiben. „Kamerad Maniok“ wird er deshalb auch von den Patrioten genannt.

In jedem Dorf, in dem ich Soldaten antraf, bemerkte ich, daß sie den Bauern in jeder Hinsicht behilflich waren. Sie halfen bei der politischen Schulung ebenso wie beim Waffenunterricht – von der Bambusfalle bis zur Kanone. Sie lehrten die Dorfbewohner lesen und brachten ihnen bei, Hygiene zu halten – selbst in den Felsenhöhlen. Sie errichteten Bewässerungsanlagen, und sie halfen bei der Reisernte.

Eines der wesentlichsten Verdienste der Befreiungsfront ist jedoch vor allem die Organisation der medizinischen Betreuung, mit Massenimpfungen selbst in abgelegensten Ortschaften, in denen die Einwohner früher von der Geburt bis zum Tode nie einen Arzt zu sehen bekamen. Natürlich ist diese Betreuung weitestgehend den besonderen Bedingungen des Landes angepaßt. So wurden beispielsweise viele „Dorfzauberer“ davon überzeugt, Sanitätshelfer zu werden. Und da es sich als unmöglich erwies, innerhalb kurzer Zeit den Aberglauben abzuschaffen, bediente man sich seiner, wenn es galt, eine Spritze zu verabreichen – notfalls unter Beschwörungszereemonien. Andererseits studieren die medizinischen Dienste der Befreiungsfront aber auch die „Zauberergeheimnisse“, speziell im Hinblick auf die Nutzung von Heilpflanzen, an denen der Dschungel so ungemein reich ist.

Übrigens gelang es der Befreiungsfront nicht nur, aus „Zauberern“ Sanitätsgehilfen zu machen. Auch ehemalige Stammesfürsten und Grundbesitzer finden sich heute in ihren Reihen. Sie arbeiten an der Seite der Bauern, die von ihnen früher ausgebeutet worden waren. Sie verteidigen mit ihnen die Dörfer und sie betätigen sich in den verschiedenen demokratischen Organisationen

des Landes. Nicht zuletzt erweisen sich auch viele buddhistische Priester als echte Patrioten. Sie ziehen von Dorf zu Dorf, kämpfen gegen Krankheiten und gegen das Analphabetentum.

Von allem, was ich in Laos sah, beeindruckte mich jedoch am meisten das Heldentum der Kraftfahrer. Mit zertrümmerten, von Kugeln zerfetzten und halbverbrannten Lastkraftwagen kamen sie von ihren Einsätzen zurück. Grüßend hob der Chauffeur seine Hand, wenn er mich am Wegrand entdeckte, und rollte zu einer der Reparaturwerkstätten, die ebenfalls tief in

Bevölkerungsdichte in Laos (3 Millionen Einwohner auf 231 000 Quadratkilometer) ist es nicht nötig, unter allen Umständen jedes Stück bepflanzbaren Bodens zu nutzen. Der Chauffeur ist also auf sich selbst angewiesen. Ist der Weg vom Wasser fortgeschwemmt, befinden sich Bombenrichter, Felsbrocken oder Blindgänger auf der Fahrbahn, greift der Chauffeur zu Hacke und Spaten oder notfalls zu einer Ladung Dynamit. Er ist es gewohnt, sich selbst zu helfen und auch, sich gegen feindliche Patrouillen mit seinen Waffen zu verteidigen.“



den Felsenhöhlen versteckt liegen.

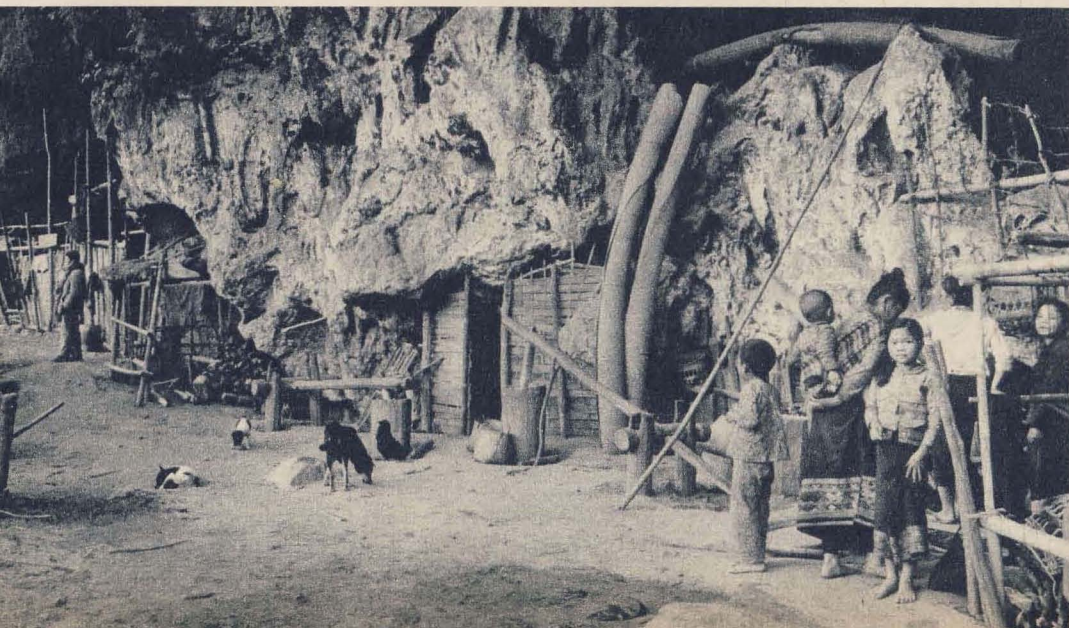
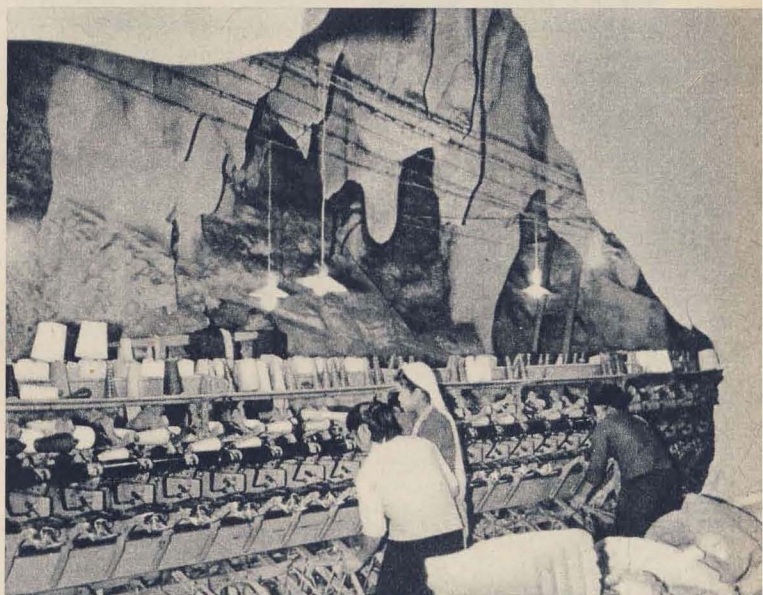
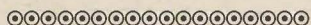
Im Lazarett sagte mir ein Arzt, der gerade einen dieser Männer operiert hatte: „Unsere Kraftfahrer sind wahrscheinlich die verdienstvollsten unserer Helden. Sie fahren allein, des Nachts, sind verantwortlich für die Ladung, die von der kämpfenden Truppe schon erwartet wird. Ihre Fahrwege sind immer wieder Bombenziele. Niemand kann ihnen helfen, einen Brand zu löschen, sie zu verbinden oder den Weg wieder befahrbar zu machen. Die Dörfer sind ja weit von jeder Straße entfernt; denn bei der verhältnismäßig geringen

Einige Tage nach meiner Ankunft in Laos raste ein amerikanischer Pilot, der Jagd auf einen Lastkraftwagen gemacht hatte, mit seiner Maschine gegen einen Berggipfel und explodierte. Der Kraftfahrer hatte nicht einmal das Gas weggenommen, sondern war unbeirrt weitergefahren. . . Einige Wochen später, kurz vor meiner Rückkehr, sah ich die Container wieder, in denen das abgestürzte Flugzeug seine Kugeln transportiert hatte. Sie waren – nach Entfernen und Entschärfen der Bomben – umgebaut worden, standen auf Bambusfüßen und enthielten, Blumen, leuchtende Blumen.



Produktionsstätten, Schulen, Lazarette, selbst ganze Dörfer zogen in Felshöhlen und Grotten um. Kinder wuchsen auf, die nie ein richtiges Haus sahen – außer im Höhlenkino.

Artillerie, gepanzerte Fahrzeuge und moderne Nachrichtenmittel sind dank sozialistischer Hilfe in den laotischen Befreiungsstreitkräften zur Selbstverständlichkeit geworden, nach wie vor erweist sich aber auch der Gegner als „Lieferant“ von Waffen und Munition. Hier bergen Befreiungskämpfer das Depot in einem eroberten Stützpunkt. (Bild links)



HASCH

„Im 11. Jahrhundert wurde Haschisch sogar zu einer regelrechten Waffe der subversiven Kriegsführung: Damals versammelte in Persien der ‚Alte vom Berge‘, das Oberhaupt der Sekte der Schiiten, einen Geheimbund um sich. Die jungen Männer wurden mit Haschisch betäubt und an einen ihnen unbekannten Ort gebracht, wo sie alle Freuden des islamischen Paradieses materiell erleben durften; wieder unter Haschisch-Einfluß wurden sie dann nach einigen Tagen in die Wirklichkeit zurückgeholt, wo ihnen ihr Führer mitteilte, sie seien auf ‚Probe‘ tatsächlich im Paradies gewesen. Es hing nun allein von ihrer Treue ab, auf ewig dorthin zurückzukehren. Die Männer wurden so zu willenlosen Werkzeugen, die bedenkenlos jeden Auftrag bis zum Mord ausführten. Es wird berichtet, daß der ‚Alte vom Berge‘, um seine Macht zu beweisen, einmal einem Wächter seiner Burg befahl: ‚Deine Zeit ist um; spring in den Abgrund! was der junge Mann mit einem Jubelschrei tat.“ („Christ und Welt“, Stuttgart, 11. 6. 1971.) Da war ein Angehöriger der westdeutschen Kriegsmarine. Ganz am Rande erwähnten ihn einige westdeutsche Zeitungen. Sie nannten nicht seinen Namen, nicht seinen Dienstrang, nicht den Hafen des Geschehens. Dunkel blieb auch der Schiffstyp, über dessen Reling er sprang, stolperte oder fiel. Berichtet wurde nur, daß er „high“ war, als er über Bord ging.

Ob er gehascht, das heißt ein aus dem indischen Mohn hergestelltes Rauschgift geraucht hatte? Oder war er „auf Trip“, das heißt durch das geschluckte chemische Mittel LSD „auf Reise“ in eine Traumwelt? Oder aber hatte er „gefixt“ oder „gedrückt“, das heißt, sich eine berauschte Substanz in die Adern gespritzt? Wir wissen es nicht, und es ist ja auch einerlei. Wichtig ist die Tatsache: Der Mann war „high“, er war hoch hinaus, wie man drüben sagt. Zu gut deutsch: Er war vom Rauschgift berauscht, als er über Bord ging und ertrank. Natürlich hatte ihm kein „Alter vom Berge“ befohlen zu springen. Man kann sogar annehmen, daß der Kapitän von einem Alten vom Berge der Bundesmarine, das heißt von einem Admiral, einen Rüffel wegen Verletzung der Aufsichtspflicht erhalten hat. Und für den Eigenverbrauch bedürfen die Alten vom Berge der Bundesmarine auch keines Rauschgiftes. Ihr ehemaliger Befehlshaber Ruge träumte auch ohne LSD, als er nämlich schrieb: „Die Ostsee ist eine ideale Rollbahn Richtung Osten“. Nein, was sollten die Alten vom Berge der Bundesmarine mit den Drogen im Sinne haben? Bleiben wir an der Waterkant. Wolfgang ist in Hamburg zu Hause. Seine Haare fallen ihm bis auf die Brust. Meist ist er in schwarzes Leder gekleidet. Der Sechzehnjährige glaubt, eine Freundin hat ihm wieder festen Halt gegeben, hat ihn also vor einem unvermeidlichen Sprung gerettet. In der Hamburger

Zeitung „Welt“ berichtet er über seine „Trips“.

„Angefangen hat das Ganze als ich 13 war. Da habe ich einen Freund gehabt, jetzt ist er im Erziehungsheim, der hatte sich Kokain besorgt, da hat er mir was abgeschmissen. . . . Das hier war astrein, kann ich schon sagen. Ich merkte später, daß ich sehr nervös war, wenn ich es nicht hatte. Es ging ziemlich bergab mit mir, immer Übelkeit, wenn es aus war. . . . Dann war Monate später eine Fete. Da waren ein paar Typen mit Shit, ich habe mitgeraucht und mich wieder entsetzlich übergeben. . . . Dann war bei uns in Poppenbüttel in der Kirche eine Beatgruppe, wie das so ist. Ein Kumpel gab mir von seinem Trip mit, der lag wohl schon lange in seiner Tasche, und er war immer zu feige gewesen, ihn zu schlucken. Ich habe erst ein bißchen gelutscht dran, dann habe ich ihm für zwei Mark, das war Freundschaftsdienst, das abgekauft, und rein damit. Das war LSD – der beste Trip, den ich je hatte. War astrein, so schön. Es war Winter, ich bin nach Hause und bin im Hemd, ohne zu frieren, die ganze Nacht mit dem Rad durch die Stadt.“

Ein Einzelfall? Der Sechzehnjährige, der übrigens seinen Eltern Geld stahl und betteln ging, um sich den ständigen Nachschub zu sichern, erzählt von seiner Schulklasse:

„Damals haben 30 Prozent der Klasse gehascht und geschluckt. In der Raucherecke auf dem Schulhof wurde wie verrückt gehascht. Wir haben aus Filterzigaretten den Tabak rausgeporkelt und dann das Zeug



hüsch!

**durch
die
Bundeswehr**

Von
Dietrich Engelbrecht

reingesteckt, hat kein Mensch gemerkt. Um die Zeit war ich auf Morphinum eingeschworen, auch Benzedrin, Ritalin, was so kam. Das hatte ich von einem, der hatte einen Apotheken-einbruch gemacht. Ich habe alles damals gedrückt, was man so machen konnte. Rotwein zum Beispiel – astrein. Bier sogar. Doornkaat haben wir sogar gedrückt. Wenn wir eben nichts anderes haben. Opium merkt man vor allem zuerst im Kopf, dann schwenkt das ab.“ Eine „kleine Freundin“ hat dem Sechzehnjährigen wieder Halt gegeben, so glaubt er. Eine „große Freundin“ hat im Bundestag ein schärferes Gesetz gegen den Rauschgift-handel gefordert. Der Gesundheitsminister Käte Strobel berichtete: 600 000 Bürger der Bundesrepublik gebrauchen Rauschgifte oder mißbrauchen Drogen wegen der Rauschgiftwirkung. 10 Prozent davon werden lebenslänglich geistige und körperliche Schäden behalten. Und die Drogenflut steigt weiter, wobei immer stärkere Rauschgifte bevorzugt werden. 45 Prozent der Jugendlichen, so schätzt man, sind bereits mit Rauschgiften in Berührung gekommen. . .

Jener Sechzehnjährige, der die Eltern bestahl, keine Bedenken vor Einbrüchen hatte und dessen Wortwahl allein schon ein Spiegelbild des Charakters ist, wird wahrscheinlich in zwei Jahren die Bundeswehr-uniform anziehen. Die Rauschgiftwelle kommt auf die Bundeswehr zu, ja sie hat bereits heute „vor den Kasernen der Bundeswehr nicht haltgemacht“¹.

Da wurde zum Beispiel in der 2. Luftwaffendivision mehr zufällig entdeckt, daß neue Wehrpflichtige, die in einer Stellung mit Nike-Raketen Dienst taten, ständig haschten. Dem Kommandeur fiel eines Tages auf, daß sich ein Soldat „merkwür-

dig benahm“. Er bestellte ihn zu sich, und unter vier Augen kam der Soldat mit der Sprache heraus.

Nur wenige Fälle werden aufgedeckt, und noch weit weniger werden der Öffentlichkeit bekannt. Der Generalmajor Wagenknecht, Kommandeur im Wehrbereich VI (Bayern), gab bekannt, daß bei 100 000 Soldaten bis November 1971 ganze zehn Fälle von Rauschgiftsucht bekannt geworden seien. Er wollte der Öffentlichkeit einen Bären aufbinden. Die

¹ Im Jahresbericht des Wehrbeauftragten Fritz Rudolf Schultz an den Bundestag

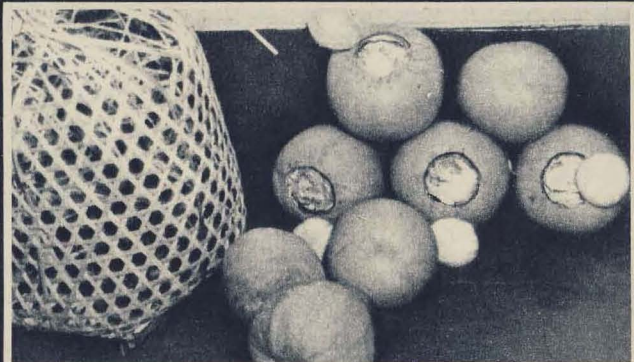


Zeitung „Christ und Welt“ berichtet von mehr Rauschgift-süchtigen, von einem Rauschgift-ring allein in einer Regensburger Raketeinheit. Und Regensburg liegt in Bayern. Es mag sein, daß die US-Armee der Bundeswehr noch um einige Ellen voraus ist. Da wurden vor einiger Zeit fünf Angehörige der US-Luftwaffe festgenommen, in deren Besitz sich LSD und Marihuana befanden. Vier der fünf Verhafteten waren Piloten des Verbandes der strategischen B-52-Atombomber. Der US-Senator Dodd erklärte vor einem Senatsausschuß zu diesem Fall

und ähnlichen Vorfällen: „Wenn eine Marihuana-Zigarette einen GI (Soldaten) dazu bringen kann, einen Freund zu erschießen, dann sind die möglichen Folgen der Tatsache, daß Piloten der strategischen Bomberflotte ihre Maschinen unter dem Einfluß von Drogen fliegen, noch viel erschreckender.“ Unbestritten: Rauschgift in den imperialistischen Armeen läßt die Gefahr von Kurzschlüssen gewaltig wachsen. Aber sind nicht auch die Alten vom Berge der NATO gerade deshalb daran interessiert, vor den Kasernen der Bundeswehr einen Damm gegen die Rauschgiftwoge zu errichten? Jenem Generalmajor Wagenknecht kann doch nicht wohl bei dem Gedanken sein, daß im Falle eines Alarmbefehls seine Regensburger Raketenbatterie gerade auf einem großen „Trip“ ist. Und in der Tat wird in einer „Information für die Kommandeure“ befohlen, daß den Soldaten der Genuß von Rauschgiften „während des Dienstes sowie innerhalb militärischer Unterkünfte“ verboten ist. Aber es sind doch Geister, die sie selbst riefen. Proteste gegen Rauschmittel bestimmen das Pressebild. Aber mal plaudert man auch die Wahrheit aus. Das CDU-Blatt „Ruhrnachrichten“ gestand: „Die Gesetze der freien Marktwirtschaft gelten auch für den Rauschgifthandel.“ Ja, in einer Gesellschaft, wo die Gründung einer Bank das Höchste ist, erzeugt man auch die Verbrecher, die in Banken einbrechen. Dort, wo die großen Geschäfte mit der Rüstung und dem Krieg gemacht werden, ist der prächtigste Nährboden für die „kleinen“ Geschäfte mit den Rauschgiften. Aber die Rauschgiftsucht ist ja nicht nur ein Geist, den man unfreiwillig selbst rief. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ deckt die Karten auf: „Aus dem regelmäßigen

Haschischkonsum wird eine Weltanschauung von kontemplativem (beschaulichem) Nichtstun, die ideologisierte Passivität.“ Aber das ist ja nur die eine Seite der Medaille. Die andere Seite offenbarte auch jener sechzehnjährige Hamburger: Das Rauschgift zerfetzt die Moral, es erzeugt oder entwickelt Brutalität. Und die Zeitschrift „konkret“ drückte es ganz konkret so aus: „Wo gehascht wird, wird nicht Marx' ‚Kapital‘ gelesen.“ Also werden die Alten vom Berge der NATO etwa sagen: Hascht und „fixt“ ruhig weiter, nur während des Dienstes sowie innerhalb militärischer Unterkünfte nicht. Aber selbst zu dieser Einschränkung stehen sie nicht uneingeschränkt. Wie berichtete doch der sechzehnjährige Hamburger? „Ich habe erst ein bißchen

gelutscht dran, dann habe ich ihm für zwei Mark, das war Freundschaftsdienst, das abgekauft, und rein damit. Das war LSD – der beste Trip, den ich je hatte. War astrein, so schön. Es war Winter, ich bin nach Hause, und bin im Hemd, ohne zu frieren. die ganze Nacht mit dem Rad durch die Stadt.“ Da fühlte er sich stark, der Sechzehnjährige. Ein Zwanzigjähriger hätte sich nicht anders gefühlt. Den Rauschgiften sind beide gleichberechtigt. Was Wunder also, daß die Drogen heute an einem Punkt der Welt besonders geliebt werden. Die Bundeswehr-Truppenzeitung „Soldatenkurier“ weiß es: „GIs (die US-Soldaten) töten damit ihre Angst in Vietnam.“ So ganz unaktuell ist also jene Geschichte von dem „Alten vom Berge“ gar nicht.



Kein saftiges Obst, sondern ausgehöhlte Früchte, in denen Morphinum geschmuggelt wurde. Rauschgiftlinge überspannen wie ein Spinnennest die ganze kapitalistische Welt.

Keine harmlosen Knöpfe, sondern über vietnamesischen Dörfern abgeworfene US-Mini-Minen. Sie explodieren bei leichtem Druck und verursachen erhebliche Verletzungen.



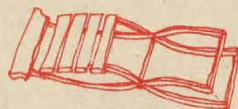
Atmosphäri



KONFLIKTE

sche

Die Bäume schielen nach dem Wetter.
Sie prüfen es. Dann murmeln sie:
„Man weiß in diesem Jahre nie,
ob nun raus mit die Blätter
oder rin mit die Blätter
oder wie?“



Aus Wärme wurde wieder Kühle.
Die Oberkellner werden blaß
und fragen ohne Unterlaß:
„Also raus mit die Stühle
oder rin mit die Stühle
oder was?“

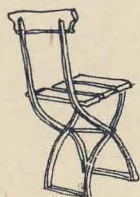




*Die Pärchen meiden nachts das Licht.
Sie hocken Probe auf den Bänken
in den Alleen, wobei sie denken:
„Raus mit die Gefühle
oder rin mit die Gefühle
oder nicht?“*

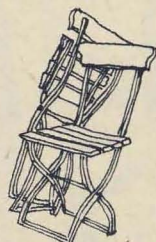


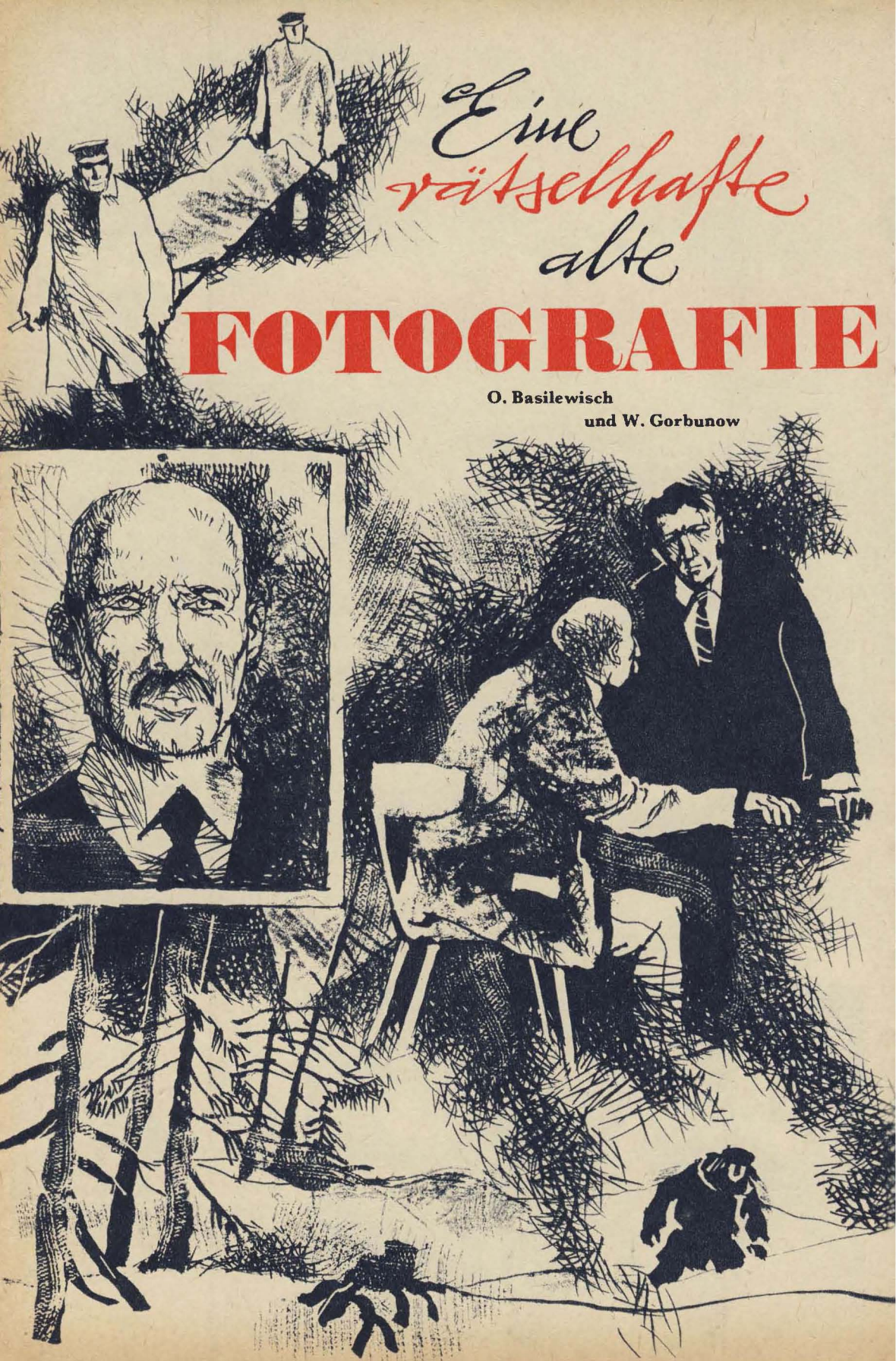
*Der Lenz geht diesmal auf die Nerven
und gar nicht, wie es heißt, ins Blut.
Wer liefert Sonne in Konserven?
Na, günstigen Falles
wird doch noch alles
gut.*



*Es ist schon warm. Wird es so bleiben?
Die Knospen springen mit Galopp.
Und auch das Herz will Blüten treiben.
Drum raus mit die Stühle,
und rin mit die Gefühle,
als ob!*

Erich Kästner





*Eine
rätselhafte
alte*

FOTOGRAFIE

O. Basilewisch

und W. Gorbunow

An einem Junitag des Jahres 1965 ereignete sich in einem Kiewer Vorort eine schreckliche Tragödie. Eine Nachbarin von Xenia Sklarskaja, der Frau eines angesehenen Kiewer Bauingenieurs, wollte bei ihr etwas Salz borgen. Schon auf der Freitreppe vor der Sklarskischen Wohnung blieb sie wie erstarrt stehen. Dicht an der Wand auf dem Boden lag Xenia Petrowna in ihrem Blute. Wenige Minuten später traf die „Schnelle medizinische Hilfe“ am Tatort ein, kurz darauf langte auch schon der operative Wagen von der Kriminalistik an. Die Genossen von der Fahndungsabteilung kamen zur rechten Zeit, denn soeben kam die verletzte Frau zu sich. Nur wenige Worte ohne Zusammenhang vermochte sie zu murmeln: „Moskau... Wolodja... Birjuk... der Bruder...“ Dann starb sie.

Also galt es zu klären, wer die Frau umgebracht und zu welchem Zweck er das getan hatte.

Die Tote trug einen wertvollen Ring an der Hand, deshalb war wohl anzunehmen, daß es dem Mörder nicht um Diebstahl ging. Vielleicht handelte es sich um einen Racheakt? Weshalb? Mit den Nachbarn hatte Xenia Petrowna ein gutes Verhältnis gehabt. Gäste waren bei Sklarskis selten gewesen. Die meiste Zeit verbrachte die Hausfrau daheim.

Ihr Mann war an dem besagten Tag nicht zu Hause. Jeden Sonntag fuhr er in aller Frühe an den Dnepr angeln. Einer der Nachbarn berichtete, er habe Xenia Petrowna ganz früh im Garten gesehen, als sie Gurken abnahm. Nikolai Abramowitsch Sklarski gab keinen Anlaß, ihn zu verdächtigen. Offenbar war die Enträtselung in den letzten Worten der Toten verborgen. Kiew erstattete Bericht nach Moskau. Von dort bat man zu überprüfen, ob es in Moskau einen Wladimir Birjuk gebe und, wenn ja, ob er nach Kiew gefahren sei. Mit der Überprüfung dieser Angelegenheit wurde Major Kotschet beauftragt. Nach einiger Zeit war er bereits in der Moskauer Puschetschnaja Straße, im Zentralen Adressennachweis. Einen Mann namens Wladimir Birjuk gab es in Moskau nicht. Nachdenklich begab sich Kotschet hinaus auf die Straße und ging zurück in sein Revier, in die Petrowka Nr. 38. Am Zeitungskiosk am Trubnaja-Platz rief jemand Nikolai Wladimirowitsch an:

„Genosse Kotschetow!“

Ein älterer Mann in Strohhut und gesticktem Ukrainerhemd kam ihm mit breitem freundlichen Lächeln entgegen. Major Kotschet erkannte in ihm

den Buchhalter Timochin aus einer Moskauer Fabrik, wo vor einigen Jahren eine größere Geldsumme unterschlagen worden war. Kotschet hatte damals den anfänglichen Verdacht von dem Buchhalter abwenden können und die wahren Schuldigen ermittelt.

„Ich heiße nicht Kotschetow, sondern einfach Kotschet“, sagte der Major zu Timochin und drückte dessen Hand. Der Buchhalter entschuldigte sich verlegen. Er hätte gern eine Weile mit dem Major geplaudert, doch der hatte es eilig. Er winkte ihm nochmals freundlich zu und verschwand dann im Menschenstrom, kehrte nochmals in den Adressennachweis zurück und beschäftigte sich mit der Kartothek.

„Also Kotschetow statt Kotschet. Dann ist ja auch Birjukow möglich statt Birjuk...“ überlegte er. Die schwer verletzte Frau hat eventuell gar nicht mehr den vollen Namen aussprechen können. An Birjukows gab es in Moskau ziemlich viele. Und an Wladimirs mit Vornamen fehlte es auch nicht. Da gab es Musiker, Geologen, Schlosser, Maler. Aufmerksam sah Major Kotschet alles durch. Aber weder eine Adresse noch ein bestimmter Beruf oder gar ein Geburtsjahr hätten jetzt auf die ihn interessierenden Fragen antworten können. Nun galt es zu klären, wer von den Birjukows an jenem schrecklichen Tag Moskau verlassen hatte oder für längere Zeit nicht in Moskau war. Tags darauf berichtete man dem Major: Alle Personen mit Namen Wladimir Birjukow sind am Sonnabend und

Illustrationen: Karl Fischer



Montag auf Arbeit gewesen. Aber das besagte noch nichts weiter. Schließlich war das Verbrechen am Sonntag in Kiew verübt worden. Und zwar am Tage. Kotschet studierte die Flugpläne. Er stellte fest, daß man notfalls an einem Tag nach Kiew und zurück fliegen konnte.

Viele Adressen mußte der Major aufsuchen, ehe er auf eine Spur kam. . .

Endlich gelangte er auch in die Straße „Perwaja Kochuchowskaja“, wo ein Wladimir Iwanowitsch Birjukow, geboren 1910, ansässig war. Kotschet klingelte. Ein stämmiger Mann von mittlerer Statur öffnete ihm. Er trug ein verblichenes Turnhemd, sein Gesicht erschien dem Major im Schein der Korridorbeleuchtung offen und gutmütig.

Jedesmal, wenn Kotschet dienstlich einen möglicherweise durch und durch ehrlichen, unschuldigen Menschen zu überprüfen hatte, fühlte er sich innerlich unangenehm berührt. Deshalb bemühte er sich auch, seine Fragen möglichst rücksichtsvoll und mit Taktgefühl zu stellen, um den Gesprächspartner nicht unnötig aufzuregen. Nach und nach brachte er das Gespräch auf den letzten Sonntag, und Birjukow wurde etwas verlegen.

„Entschuldigen Sie vielmals. . . bin im Suff etwas daneben getreten. . .“

An jenem Sonntag also sei er im Ismailow-Park gewesen und nach einem Spaziergang auf ein Seidel Bier eingekehrt. Zwei Fremde hätten sich zu ihm gesetzt. . . Und dann seien sie derart voll gewesen, daß er nicht mehr bei Verstand gewesen sei. Er, Birjukow, sei so im Anzug baden gegangen. Den Anzug hat er in die Reinigung geben müssen. Birjukow war so aufrichtig beschämt wegen seines Benehmens, daß man ihm glauben konnte. Wieder nicht das richtige, dachte Kotschet, der sich aufmerksam im Zimmer umsah. Ein dunkles Viereck, das sich auf der verblichenen Tapete ziemlich deutlich abhob, ließ ihn aufmerken. Offenbar hatte noch vor kurzem ein Bild oder ein Foto hier gehangen.

„Wie schnell die Tapete ausbleicht“, sagte Kotschet und deutete mit einer Kopfbewegung auf das Viereck hin. Über Birjukows Gesicht huschte ein kaum merklicher Schatten. Der genügte, um den Major aufmerksam zu machen. Er sagte:

„Hier hing sicherlich ein Foto. Wo bewahren Sie Ihre Familienbilder auf?“

„Ach, was sollen das schon für Fotos sein“, winkte Birjukow ab, der unwillkürlich seinen Blick zum Regal überm Sofa schweifen ließ. Zwischen Büchern, Broschüren und alten Zeitungen lag dort auch ein dickes Album.

„Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich es mir mal anschau?“ sagte Kotschet freundlich zum Hausherrn. Der Major blätterte in den Fotos herum, die Birjukow mal allein, mal mit Freunden und Verwandten zeigte. Er suchte nach dem, das auf den Fleck an der Wand gepaßt hätte. Das da mußte es wohl sein: Im oberen Rand des

Fotos war ein kleines Loch von einem Nagel zu sehen, und den Major schauten die kleinen verschwommenen Augen eines kahlköpfigen Mannes mit Schnurrbart an. Nikolai Wladimirowitsch Kotschet überlegte, wo er diesen Mann schon gesehen hatte. Oder kannte er jemand, der ihm da ähnelte? „Wer ist das?“ fragte Kotschet interessiert. „Wer weiß. Hab es auf der Treppe gefunden. . . Dachte, vielleicht fragt man nach, und ich geb es wieder ab. . .“

„Na, ein fremdes Bild brauchen Sie ja wirklich nicht. Also gestatten Sie, daß ich es mitnehme. . .“

Ja, übrigens. . . Haben Sie den Einlieferungsschein aus der Chemischen Reinigung greifbar? Lassen Sie mal sehen. . .“

„Willst mich wohl verdächtigen, Genosse Chef? Ist aber unnütz. . . Bin in keine dunkle Angelegenheit verwickelt. . .“

Die Expertise ergab, daß an Birjukows Sakko ziemlich viele Blutspuren der Blutgruppe B, also der Blutgruppe der Ermordeten, festgestellt wurden.



Birjukow wurde verhaftet. Aus Kiew forderte man die Fotos aller Männer an, von denen man wußte, daß sie in der Wohnung der Sklarskis gewesen waren. Dazu auch das Foto vom Ehemann der Ermordeten. Das Ergebnis war unverhofft: Die bei Birjukow requirierte Aufnahme zeigte Xenia Petrowna Sklarskajas Mann. Das Gesicht dieses Mannes verfolgte Kotschet überall hin. Er war sich bereits sicher, daß er Sklarski schon einmal in seinem Leben begegnet ist, aber wo? Unter welchen Umständen hatte er diese hervorstechenden Stirnwülste über den kleinen, engstehenden Augen schon gesehen? Aber das Gedächtnis, das ihm sonst so zuverlässig erschien, ließ ihn diesmal im Stich.

Kotschet rief Wladimir Birjukow zur Vernehmung. Irgendwie mußte er zu dem Verbrechen in Verbindung stehen. Birjukow stritt alles heftig ab. Er erklärte die Herkunft der auf seinem Jackett ermittelten Blutspuren durch eine Schlägerei im Park mit einem der Saufkumpane. Warum er früher nichts

von dieser Rauferei gesagt habe? Er hätte sich vor einer Bestrafung gefürchtet.

Ebenso kategorisch bestritt er seine Bekanntschaft mit Sklarski. . . Also entschied man, Birjukow nach Kiew zu bringen. Auch Kotschet fuhr dorthin. Er wollte Sklarski persönlich begegnen. . .

Der Mann der Ermordeten betrat das Arbeitszimmer, das man Kotschet zeitweilig zur Verfügung gestellt hatte, mit dem gemächlichen Gang eines Mannes, der sich seiner Würde bewußt ist.

„Ich stehe Ihnen zur Verfügung“, sagte er höflich. Dann erkannte er Kotschet. In diesem Moment spannten sich die Muskeln seines Gesichts unwillkürlich wie unter einer Gummimaske, die von fremder Hand zusammengedrückt wird. Und da erkannte auch Major Kotschet den vor ihm stehenden Mann. Er stand auf und sagte leise, ein Zittern in seiner Stimme unterdrückend: „Guten Tag, Afanassi Birjukow! So also sieht man sich wieder. . .“

Sklarski alias Birjukow erlebte. Er fiel auf die



Knie. Er flüsterte mit blauen Lippen: „Verrat mich nicht, Kolja. . .“

Kotschet nahm den Telefonhörer von der Gabel, befahl: „Schicken Sie Begleitung zum Abführen!“ Die Vernehmung hätte Kotschet jetzt nicht aufnehmen können. Er mußte erst einmal allein bleiben, seine Gedanken ordnen. Sein Gedächtnis arbeitete fieberhaft und schlug ihm gehorsam alle Bilder auf, die ihn vor mehr als zwanzig Jahren, seit seinem siebzehnten Lebensjahr bewegt hatten. Nikolai Kotschet war damals Partisanenaufklärer und mit Afanassi Birjukow bekannt gewesen, jenem Mann, der überall, wo er auftauchte, blutige Spuren zurückließ. . .



Ein kleiner Mann mit glatt nach hinten gekämmten Haaren saß am Tisch und schrieb, die Beine in den stutzerhaften Lackstiefeln vorgestreckt. Da klingelte das Feldtelefon. Der Oberleutnant meldete sich als Chef der Kommandantur Gowsesna. Ihm schien das, was man ihm am anderen Ende der Leitung mitteilte, nicht eben zu passen. Sein Gesicht drückte Ärger aus. Aber mit einem schneidigen „Wird gemacht, Maßnahmen ergreifen, Herr Oberst!“ beendete er das peinliche Gespräch. Wenige Minuten später kam eine Schar von Polizisten ins Zimmer. Der Oberleutnant stand auf, tat zwei Schritte und setzte sich wieder an seinen Tisch. Im Sitzen schien er sich überlegener zu fühlen und seine Kürze nicht so spürbar zu machen.

„Herr Kommandant!“ sagte der eine der einheimischen Polizisten vortretend. „Es ist gefährlich in den Wald zu gehen, dort kann man nur umkommen. Man sollte wohl anders verfahren. Da ist ein Mann. . .“

Draußen dunkelte es bereits, als man ins Arbeitszimmer des Kommandanten einen Mann in abgetragener Halbpelz führte. Vor nervlicher Anspannung verzog sich sein Gesicht dann und wann zu einer abstoßenden Grimasse. Ein Feigling! dachte der deutsche Oberleutnant gleich beim ersten Anblick des Mannes und überlegte: Einen Feigling bringt man dazu, einen gefährlichen Auftrag auszuführen, aber ein Feigling ist nicht eben zuverlässig. Da keine andere Wahl blieb, wurde der Unbekannte eine Stunde später aus der Kommandantur entlassen. Er verließ das Haus durch die Hintertür und begab sich an den Stadtrand, auf den Wald zu. . .

Der Partisanenaufklärer Kolja Kotschet starrte in die weiße Helle, ihm schien, als tauche da ein schwarzer Punkt auf mitten in der verschneiten Ebene. Bald schien sich der Punkt fortzubewegen. Ein Mensch! sagte sich Kolja in Gedanken. Er gedachte der Weisung des Kommandeurs: Sobald ein verdächtiger Mensch auftaucht, gleich Alarm schlagen! Bis zum Gürtel im Schnee versinkend, stapfte der Mann schwerfällig und langsam über

die Lichtung. Er stöhnte und ächzte. Da versagten seine Kräfte völlig, und er ließ sich direkt in den Schnee fallen. Nach einer Verschnaufpause versuchte der Unbekannte aufzustehen, fiel aber mit einem Aufschrei wieder hin. Und in diesem Augenblick erkannte ihn der Aufklärer.

„Onkel Fenja? Ich bin's, Nikolai. Hab keine Bange!“ Afanassi war Kolja bekannt. Vor dem Krieg hatte er in einer Zimmermannsbrigade mitgearbeitet beim Bau eines Viehhofs im Dorf Baraskowstschina. Doch bald waren die Deutschen einmarschiert und hatten ihn überrascht. Die alte Darja, bei der Afanassi zeitweilig wohnte, hatte ihn als ihren Sohn ausgegeben, und so konnte er im Dorf bleiben. „Ich such die Partisanen. . . Den dritten Tag schon irre ich herum. Hab mir das Bein verstaucht. Ich glaub, ich erfriere hier in den Wäldern.“ In Birjukows Augen glänzten Tränen. „Die Faschisten haben die alte Darja umgebracht und das Haus abgebrannt. Haben wohl gewittert, daß ich nicht ihr Sohn bin. . .“

Birjukows letzte Worte überzeugten Kolja endgültig. Er half ihm aufstehen und sagte: „Gehen wir. . .“

Afanassi lebte sich rasch ein in der Partisaneneinheit. Er verschalte die Erdhütten mit Brettern, bastelte allerhand Gerätschaften. Der Kommandeur der Einheit, Klepikow, sah seiner Arbeit zu und wurde milder gestimmt für Afanassi, er hörte auf, mit Kolja herumzuhadern, weil dieser einen Menschen mitgebracht hatte, der nicht überprüft war. Nach etwa zwei Wochen verschwand Afanassi spurlos.

Ein schreckliches Vorgefühl quälte Kolja Kotschet. Wenn Birjukow sie verriet, dann erwartete Koljas Eltern die härteste Vergeltung durch die Faschisten. Auch die Partisaneneinheit schwebte in großer Gefahr. Eilig begannen die Partisanen sich zur Verlegung an einen neuen Ort vorzubereiten. Kotschet wagte dem Kommandeur nicht unter die Augen zu kommen.

Um Mitternacht wurde Alarm geschlagen, denn der Polizist (zugleich aber war er Kundschafter der Partisanen) Chmeljowski war gekommen. Er berichtete, daß Birjukow die Partisanen verraten habe und daß die Faschisten Kräfte zusammenziehen, um die Einheit einzukreisen und aufzureiben. Nikolai suchte Chmeljowski auf, fragte:

„Wie geht's dort den Meinen?“

Chmeljowskis Gesicht verdüsterte sich. Er öffnete mühsam die Lippen. Nikolai wandte sich um und verließ den Unterstand. Tränen würgten seine Kehle. In jener frostklaren Nacht, als die Partisaneneinheit die wohnlichen Unterstände verließ, um der Einkreisung zu entgehen, schwur Kotschet: Afanassi Birjukow wird der Vergeltung nicht entgehen! Nikolai wollte seinen Schwur in jener Nacht noch erfüllen. Er blieb zurück hinter der Einheit und drang bis ins Dorf. Zwei Tage und Nächte lang verbrachte er hungrig und zitternd vor Kälte in

einer verlassenen Scheune, lauerte dem Verräter auf. Doch der blieb spurlos verschwunden. Kotschet holte die Partisanen wieder ein.

Nach der Befreiung Belorusslands durch die Sowjetarmee trat Nikolai Kotschet in ein Sonderregiment des Volkskommissariats für Innere Angelegenheiten ein, das feindliche Banden, die in den Wäldern hausten, liquidierte. Immer noch hegte er die Hoffnung, Birjukow Auge in Auge zu begegnen. Eines Tages war er seinem Ziel sehr nahe.

An einem Januartag des Jahres 1944 saß Kotschet mit zwei Soldaten seiner Kompanie in der halbverkohnten Kate des Sekretärs vom Dorfsowjet in Wjachiri. Wie Kotschet hatte Sekretär Pjotr Ignatjuk während der faschistischen Besatzung als Partisan gekämpft.

Der Wind pfiff durch die Kate, daß die als Lampe dienende Konservendose blakte. Ignatjuk sagte verbittert: „Prjachins Haus haben die Banditen natürlich nicht angerührt. Haben ihren Handlanger verschont. Die Alte wagt sich nicht unter die Leute. Ist angeblich krank. Sieh mal einer an!“

Am nächsten Morgen betrat Nikolai das Haus des ehemaligen Chefs der Wjachirier Dorfpolizei Prjachin. Im Flur herrschte Halbdunkel, die Vorhänge an den Fenstern waren dicht geschlossen. In der Ecke unter den Heiligenbildern blakte ein Öllämpchen. Direkt an der Tür stand ein Bett, in dem eine alte Frau lag. Über der fast bis zum Boden herunterhängenden Decke lag noch ein Halbpelz.

„Vielleicht sollte man ein bißchen Holz hacken zum Feuern?“ fragte Nikolai. Die Alte nickte zustimmend. Nikolai überlegte. Wieso lag die Kranke so dicht bei der Tür? Vielleicht war das Bett verschoben worden. Aber wozu? Er beschloß, seinen aufkeimenden Verdacht sogleich zu prüfen. Langte in die Tasche, um sein Taschentuch herauszuholen. Da flog etwas zu Boden. Er bückte sich, als wolle er den heruntergefallenen Gegenstand suchen und hob dabei den Deckenrand an. Unterm Bett entdeckte er einen in die Dielen eingelassenen Ring. Um das Bett beiseite zu rücken und den Lukendeckel anzuheben, brauchte er nur wenige Sekunden. Kotschet nahm das Gewehr in Anschlag und schrie: „Los, einzeln raustreten! Sonst schmeiß ich eine Granate rein!“

Durch die Luke trat ein Bandit mit erhobenen Händen. Zwei weitere folgten ihm, es waren faschistische Soldaten.

Im Bataillonsstab nannten die Festgenommenen die Namen der übrigen Banditen, darunter auch Afanassi Birjukow. Aber der war diesmal wieder entkommen.

Am Tag des Sieges sah Nikolai Kotschet in Prag seiner Demobilisierung entgegen. Kurz vor der Entlassung rief ihn der Kommandeur zu sich und schlug ihm vor:

„Na, Stabssergeant, hast du schon überlegt, wie du das Friedensleben einrichten willst? Vielleicht

gehst du zur Miliz? Man verlangt einige Mann von mir, ich könnte dich benennen.“ Nikolai erbat sich zwei Tage Bedenkzeit, erklärte sich aber bereits am Abend darauf bereit. Bald darauf begleiteten ihn seine Regimentskameraden an den Zug nach Riga, wo er zur Milizschule beordert wurde. Etwa zwei Jahre später verließ Kotschet als einer der begabtesten Absolventen im Leutnantsrang die Schule und wurde in eine Milizabteilung der Hauptstadt versetzt, um seine Tätigkeit als Operativer Bevollmächtigter der Kriminalfahndung aufzunehmen. Er hatte Glück. Der Chef der Fahndungsabteilung, Oberstleutnant Koslow, war einer der ältesten und erfahrensten Fachleute, und es schien keinen Vorgang zu geben, über den Koslow nicht erschöpfende Auskunft erteilen könnte.

Einmal, bei der Aufklärung eines Diebstahls von Personenwagen, mußte Kotschet dienstlich nach Minsk. Da flammte in seinem Gedächtnis wiederum die Erinnerung an den Partisanenalltag auf. Nikolai wandte sich an die Kommission für Ermittlung von Kriegsverbrechen. Ihn empfing ein älterer Oberstleutnant, der sich aufmerksam Kotschets Anliegen anhörte und seinen Sekretär bat: „Bringen Sie mal den Fall Birjukow her!“

In der oberen Ecke der Mappe stand vermerkt: „Begonnen am 25. März 1944.“ Die Mappe enthielt nur einige Blätter, darunter ein Fernschreiben an den zentralen Stab vom Kommandeur der Partisaneneinheit. Es stammte bereits vom Februar 1943 und berichtete über die verräterische Tätigkeit Birjukows und das Todesurteil des Partisanengerichts. Dann folgte der Steckbrief Birjukows, zusammengestellt von Leuten, die ihn kannten, und der Fahndungsbefehl der Kommission. Und noch ein weiteres Schriftstück lag in der Mappe. . .

„Der Gleiswärter der Linie Cherson–Kiew entdeckte kurz vor Ende seiner Revierbesichtigung einen auf den Eisenbahnschienen liegenden Mann. Er rannte auf ihn zu, wollte ihm Hilfe bringen, aber diese erwies sich als unnötig. In der nächstgelegenen Dienststelle der Transportmiliz versuchte man den Toten zu identifizieren. In der Jackentasche trug er eine Bescheinigung des Dorfsowjets von Baraskowitschina im Kreis Nesweshoje, Gebiet Minsk. Sie lautete auf den Namen Afanassi Iwanowitsch Birjukow. Andere Dokumente oder Ausweispapiere fanden sich nicht. Das medizinische Gutachten ergab, daß es sich bei dem aufgefundenen Leichnam um einen Mann von 35 Jahren handelte. Das war genau das Alter Afanassi Birjukows.“

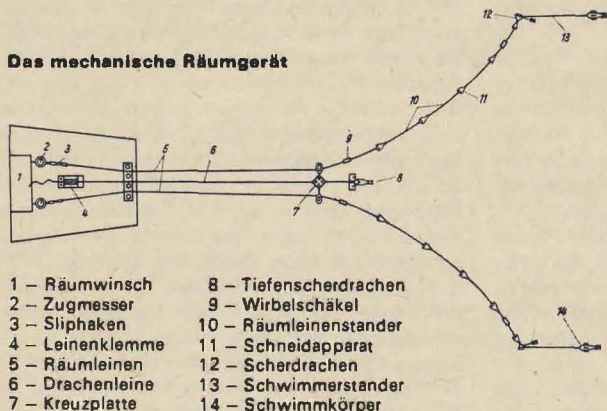
Wenige Tage darauf landete das entsprechende Schriftstück in der Mappe des Oberstleutnants, mit dem Kotschet soeben sprach.

„Birjukow lebt nicht mehr“, sagte der Oberstleutnant. „Er hat ein schlechtes Ende genommen. Nun, Sie und ich – wir zweie bedauern ihn gewiß nicht.“

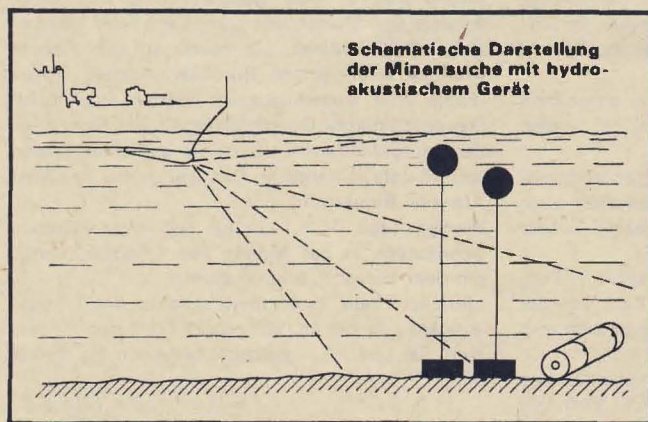
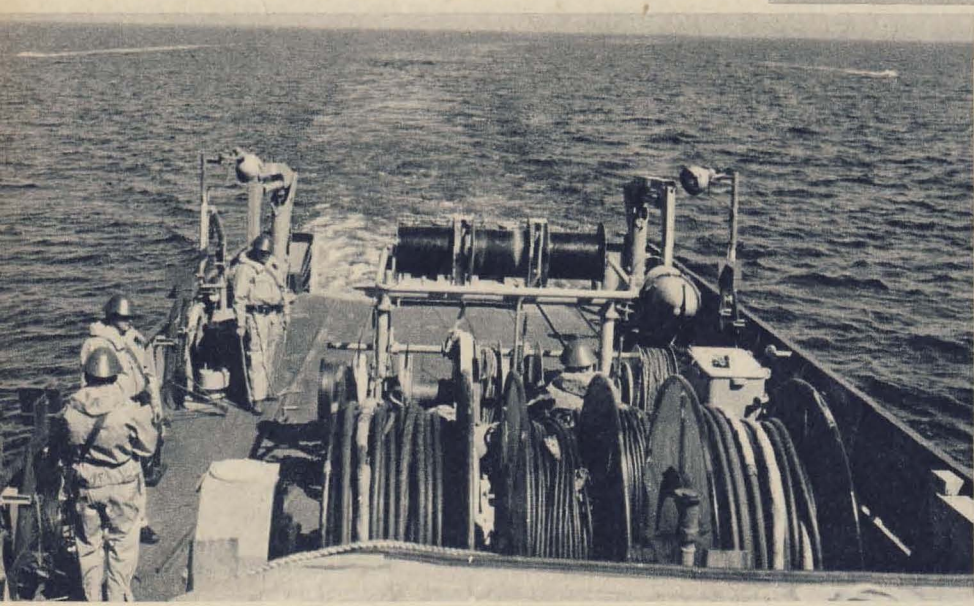
Fortsetzung auf Seite 83

suchen,

Das mechanische Räumgerät



- | | |
|------------------|------------------------|
| 1 – Räumwisch | 8 – Tiefenscherdrachen |
| 2 – Zugmesser | 9 – Wirbelschäkel |
| 3 – Sliphaken | 10 – Räumleinenstander |
| 4 – Leinenklemme | 11 – Schneidapparat |
| 5 – Räumleinen | 12 – Scherdrachen |
| 6 – Drachenleine | 13 – Schwimmerstander |
| 7 – Kreuzplatte | 14 – Schwimmkörper |



räumen, jagen

Diese drei Worte schienen magische Kräfte zu haben; sie bestimmten die Unterhaltung auf der langen Fahrt im D-Zug von Berlin nach Stralsund und verkürzten die Zeit. Dabei hatte es so „harmlos“ angefangen, mit dem üblichen Geflachse und kleinen Sticheleien. Die Besatzung unseres Abteils war gut gemischt. Zwei „See-Mollys“, wie die Soldaten unsere Matrosen nennen, ein Kapitänleutnant, drei Steingraue und ich.

Daß ich still in meiner Ecke, halb vom Mantel verdeckt, saß, verschaffte mir das Vergnügen, die Unterhaltung der Genossen so richtig zu verfolgen – und einiges Wissenswerte daraus zu entnehmen.

Wie gesagt, es begann mit einem Scherz. Der rotwangige Gefreite mit der Waffenfarbe weiß fragte sein Gegenüber, einen Matrosen mit dem Laufbahnableichen des Sperrgastes am Ärmel, warum er bei diesem stürmischen Wetter nicht länger im Urlaub geblieben wäre. „Ihr mit euren M-Böcken müßt doch schon bei See vier nach Hause.“ Das war stark, und der Protest kam prompt.

„M-Böcke nennt dieser Binnenländer unsere Schiffe. Keine Ahnung, der Mann! Hör mal zu, wir plantschen doch nicht mit Schwimm-SPW am Badestrand. ...“



Schön, wie sie ihre Schiffe und die Waffenehre verteidigten. Damit leitete der Disput vom Spaßigen zum Ernst über.

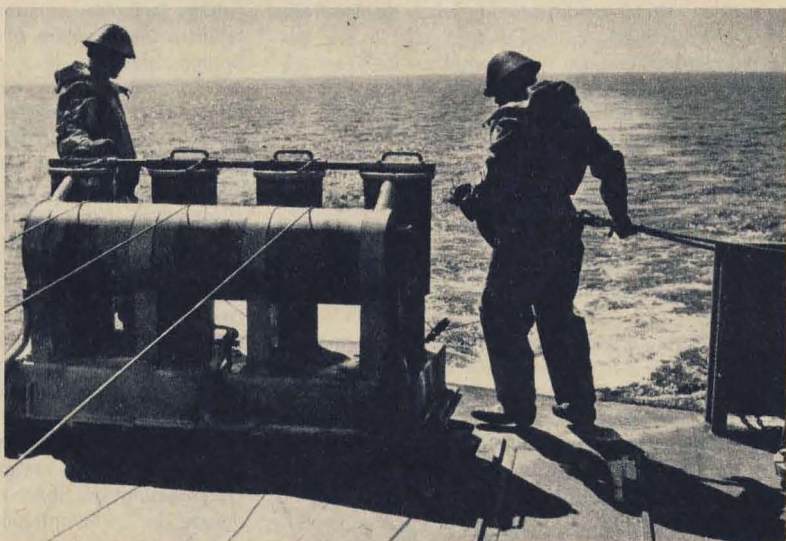
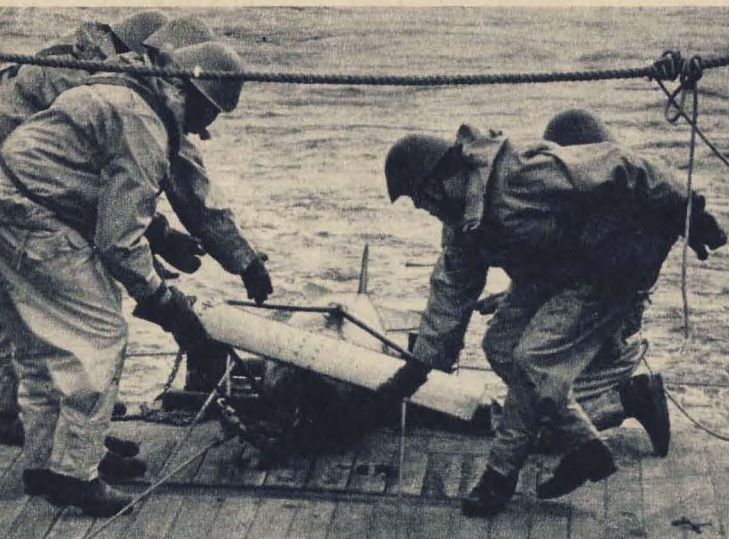
„Wißt ihr“, mischte sich der Seeoffizier ein, „die M-Böcke, wie man im Jargon zu den Minenräumfahrzeugen abwertend sagte, die sind gesunken. Bildlich gesehen. Unsere MLR- und MSR-Schiffe sind eine völlig neue Qualität dieser Schiffsklasse, die heute in allen Flotten die zahlenmäßig stärkste ist. Die Arbeit und der Dienst an Bord dort verlangen schon Kerle. Gegen Minen anzugehen ist nicht leichter als mit dem SPW den Angriff zu führen. Doch so war der kleine Streit auch nicht gemeint. Wenn ihr wollt, erkläre ich euch gern den Unterschied zwischen MLR und MSR.“

Interessiert nickten die Soldaten. Ehrlich gesagt, für mich versprach das auch eine Wissensbereicherung, denn mir war die Sache ebenfalls unklar. So erfuhren wir, daß sich beide Schiffstypen nicht nur in der Kurzbezeichnung, sondern vor allem im spezifischen Einsatzzweck voneinander unterscheiden. Minenleg- und Räumschiffe sind vom Displacement, d. h. von ihrer Wasserverdrängung her, um einiges größer als die Minensuch- und -räumschiffe. Da sie, wie ihr Name sagt, auch Minen legen. Und die brauchen ihren Platz. MSR-Schiffe sind zur Minensuche mit modernen technischen Anlagen ausgerüstet, um Seeminen bzw. Minensperren aufzuklären. Beide Schiffstypen führen die gleichen Räumgeräte, mechanische und Fernräumgeräte. Daß sie auch beide hochseefähig sind und nicht gleich bei Windstärke vier „nach Hause“ müssen, erwähnte er nebenbei. „Sind denn Seeminen überhaupt noch modern? Irgendwo habe ich davon gelesen, daß sie neben der Schiffsartillerie die älteste maritime Waffe sind“, meldete sich ein Unteroffizier zu Wort.

„Das letzte stimmt. Aber unmodern sind sie auf keinen Fall. Warum gäbe es dann wohl so starke Räumkräfte in den modernen Flotten? Minen sind nicht nur tückische und gefährliche Mittel im



An Bord eines MSR-Schiffes: Ausbildung im GA III mit mechanischen und Fernräumgerät. Auf jedem Posten ist Zupacken und Aufmerksamkeit am Platze. Der Mann an der Winch (Mitte) und jeder andere, ob beim Anschäkeln der Teile oder beim Ausbringen der Schwimmkörper, Scherdrachen und des Räumstells, jeder kennt seine Aufgabe. Kein Handgriff darf danebengehen; 14 Einzelteile hat das mechanische Räumgerät (siehe Zeichnung). Am Flügelgreifer (oben) sind gut die Schneidmesser zu sehen. Das Bild daneben zeigt den Schwimmkörper „in Fahrt“. Im Foto oben rechts wird der Tiefenscherdrachen ausgebracht. Unten rechts Mitte: Arbeit am Fernräumgerät. Die Elektroden haben Tragebojen, um ein Auf-Grund-Gehen zu verhindern.



Seekrieg, sie unterscheiden sich auch grundlegend von allen anderen Waffen. Sie werden nicht wie Granaten, Torpedos oder Raketen auf ein Ziel geschossen, sondern erwarten es gewissermaßen unter der Wasseroberfläche. Der Zeitpunkt ihrer Wirkung ist somit nicht bestimmbar. Im Durchschnitt bleiben Seeminen mindestens vier Jahre „scharf“. Beispiele der jüngeren Vergangenheit zeigen, daß noch fünfzehn und mehr Jahre nach dem Kriege Schiffe durch Minen beschädigt wurden. Und ihre Rolle im modernen Seekrieg wächst. Denken Sie nur an die Möglichkeiten, die die heutige Technik bietet.“

Was jetzt folgte, kam einem populärwissenschaftlichen Vortrag näher als einer Antwort. Aber niemanden langweilte es. In Kurzfassung niedergelegt erfuhren wir folgendes: Die Minen, mit denen es die Räumkräfte zu tun haben, sind mit den früheren kaum noch zu vergleichen. Allein durch die neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse werden immer neue Zündverfahren entwickelt. Vor allem die physikalischen Felder eines Schiffes nutzt man stark für die Gestaltung der Zündsysteme aus. Gegenwärtig kennen wir magnetische, akustische, hydrodynamische und Induktionszündprinzipien. Letzteres beruht darauf, daß in der Mine ein Weicheisenstab mit entsprechender Wicklung eingesetzt ist, in dem beim Schneiden der magnetischen Kraftlinien des Schiffes eine Spannung induziert wird, die zur Zündung führt. Das akustische Zündprinzip wirkt folgendermaßen: Ein akustischer Empfänger nimmt die Schallwellen eines Schiffes auf, die in elektrische Schwingungen umgeformt und über ein mechanisches System auf die Membrane eines Kohlemikrofons übertragen werden. Der Schalldruck wirkt auf das Kohlepulver und ändert dessen Widerstand. Da sich im Stromkreis des Mikrofons eine Gleichstromquelle und ein Transformator befinden, entsteht durch die periodische Widerstandsänderung des Kohlepulvers eine Wechselstromkomponente, die in der Sekundärwicklung des Transformators eine Wechselspannung induziert. (Hier baute der Kapitänleutnant gewiß auf die Kenntnisse der Soldaten aus dem Physikunterricht der Schule.)

Das Wirkungsprinzip des hydrodynamischen Empfängers ist dem eines Druckmanometers ähnlich. Jedes Schiff übt während der Fahrt eine Druckveränderung aus, hervorgerufen durch den Wasserstau. Diese Druckveränderung wird über eine Druckdose zum Schließen eines Kontaktes genutzt.

Diese Erläuterungen betreffen die modernen Fernzündungsminen, in denen die dargelegten Zündprinzipien meist kombiniert angewendet werden.

„Ja, wohin diese Entwicklung noch führen kann, ist schwer abzusehen“, beendete der Redner seinen „Vortrag“. „Man spricht schon von Zündgeräten, die auf Veränderungen der kosmischen Strahlung reagieren sollen.“

„Und auf welche Minen macht ihr Jagd? Schießt ihr sie ab oder werden sie entschärft? Im Kino habe ich einmal so etwas gesehen“, leitete der Gefreite ein neues Kapitel ein.

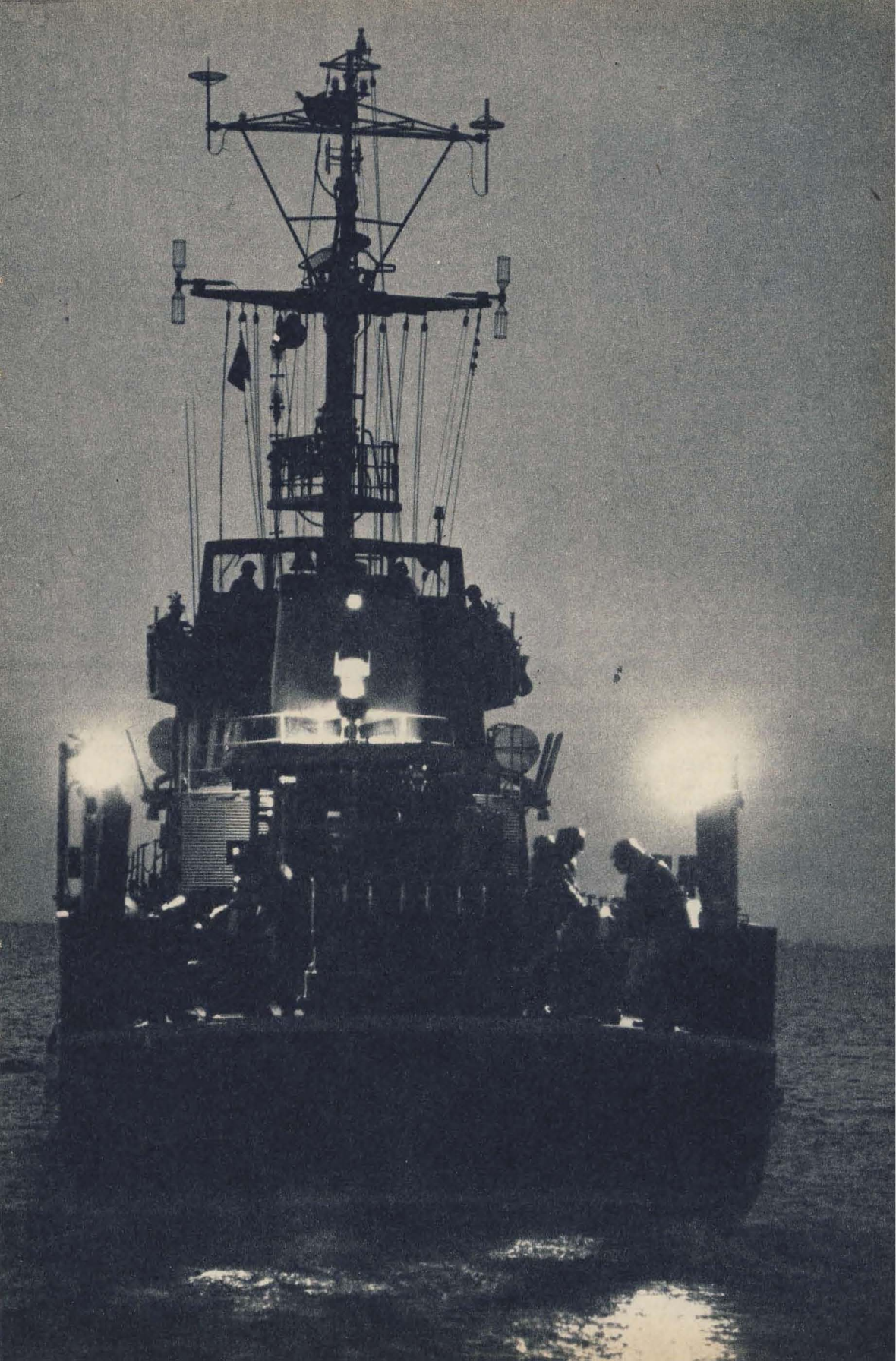
Die Matrosen konnten da ausführlich antworten. Sie klärten den Frager erst darüber auf, daß es zwei Hauptarten von Minen gibt: die vorhin so gründlich besprochenen Fernzündungsminen und die Berührungsminen, die mit den „Hörnern“, wie sie sich ausdrückten. Die kannte jeder im Abteil, aus Büchern. Zeitungen, Filmen.

„Bloß gejagt werden sie nicht, sondern geräumt“, korrigierten sie. Und zwar mit mechanischen Geräten. Weil Berührungsminen an Ankertauen unter der Wasseroberfläche stehen, müssen die Taue zerstört werden, damit die Minen aufzubrechen. Die mechanischen Räumgeräte sind dazu mit Schneideeinrichtungen und sogenannten Sprenggreifern versehen. Diese Mechanismen trennen das Ankertau oder sprengen es. Ist danach die Mine aufgetrieben, wird sie bei Wassertiefen über 100 m abgeschossen und bei weniger als 100 m Tiefe gesprengt. Die mechanischen Räumgeräte werden von den Schiffen geschleppt. Schwimmkörper halten die am Räumstell, der Schlepptrasse, befestigten Schneidgeräte und Sprenggreifer in der „Schwebe“. Außer diesen Geräten führen die MSR-Schiffe Fernräumgeräte mit, die wie ein Schiff physikalische Felder erzeugen. Die Minen sprechen darauf an und werden so beseitigt.

„Weil eben das Wort ‚jagen‘ fiel“, nahm der Offizier noch einmal den Faden auf, „daran ist schon etwas wahr. Seit einiger Zeit beschäftigt man sich in den großen Flotten mit diesem Problem. Minenjagen ist eine Methode des Räumens, der gesamten Minenabwehr. Die Jäger sind Minentaucher, die vorher aufgeklärte Minen unter Wasser entschärfen, sprengen oder bergen. Über Unterwassersprechfunk werden sie an die Mine herangeführt. Zu ihrer Ausrüstung gehören Unterwasserschlitten und -kamera, ein Handortungsgerät und Sprengmittel. Natürlich auch der Tiefenmesser, der Kompaß und die Tauchuhr. Ihre Minenjagdschiffe sind das neueste auf diesem Gebiet. Sie werden aus amagnetischen Materialien gefertigt, aus Holz, Messing und Aluminium. Sie sind reich mit hydroakustischen und elektronischen Anlagen ausgestattet. Noch befindet sich die Minenjagd im Versuchsstadium, aber sie hat Zukunft.

Trotzdem sollte sie nur im Zusammenhang mit den bisher gebräuchlichen Methoden beurteilt werden. Die mechanischen und die Fernzündungsgeräte behalten ihre Daseinsberechtigung. Deshalb verlangen wir von unseren Besatzungen auch ständige Einsatzbereitschaft, Können und Beherrschung ihrer Technik.“

Stralsund. Das Abteil leerte sich. Mit guten Wünschen wurden die Matrosen verabschiedet. Die Unterhaltung mit ihnen trug zur weiteren Vertiefung der Soldatenfreundschaft bei. K. E.





Das 5. Atom-U-Boot

Den Bau eines fünften durch Kernkraft angetriebenen und mit Raketen ausgerüsteten Unterseebootes im Jahre 1972 beschloß die französische Regierung auf der Grundlage des Militärbudgets. Frankreichs Verteidigungshaushalt beläuft sich in diesem Jahr auf 31,275 Milliarden Franc, das sind 3,15 Prozent des Brutto-sozialprodukts. Wie Verteidigungsminister Michel Debré vor dem Parlament durchblicken ließ, sei für die kommenden Jahre mit einer spürbaren Erhöhung der französischen Militärausgaben zu rechnen.

Zum Umsturz in Ghana

Als Gründe für den am 13. Januar 1972 unter Führung von Oberstleutnant Acheampong erfolgten Machtwechsel in Ghana nannte die Agentur UPI „eine rasante Inflation, ein dramatisches Absinken der Kakao-Verkäufe und den sich vertiefenden Konflikt des Premiers (Kofi Busia, d. Red.) mit den Gewerkschaften“. In den letzten sechs Jahren stiegen die Lebenshaltungskosten in Ghana auf mehr als das Doppelte. Eine Verteuerung

der Grundnahrungsmittel um 33 Prozent hatte die Abwertung der Landeswährung, des Cedi, um 44 Prozent zur Folge. Das Fallen des Kakao-Preises auf dem kapitalistischen Weltmarkt um 50 Prozent traf das Land, das als größter Kakao-Erzeuger der Welt gilt, besonders hart. Die Zahl der Arbeitslosen stieg auf mehrere Hunderttausend. Die politischen Spannungen im Lande wurden noch durch die Zerschlagung des Gewerkschaftsdachverbandes TUC durch die Regierung Busia besonders vertieft.



Wehrhafte Schweiz

Eine Panzereinheit überquert bei Wildegg die Aare. Im Vergleich zu ihrer Größe (41300 km², 6,3 Millionen

Einwohner) ist die neutrale Schweiz eines der bestgerüsteten Länder der Welt. Sie kann im Kriegsfall binnen 48 Stunden 656000 Soldaten mobilisieren. Vier Korps sind in

insgesamt zwölf Divisionen unterteilt, von denen drei zur Gebirgstruppe und drei zur Panzertruppe zählen, während sechs die Infanterie bilden. Darüber hinaus stehen 17 selbständige Brigaden vornehmlich für den Grenzschutz und für die Besatzungen der Festungen bereit. Diese verhältnismäßig stattliche Stärke bringt das kleine Land auf der Grundlage des Miliz-Systems auf. Im neunzehnten Lebensjahr werden die Männer gemustert, wobei im Durchschnitt 84 Prozent jedes Jahrgangs für diensttauglich befunden werden. Nach der 17wöchigen Rekrutenschule müssen die Wehrmänner ihren restlichen Militärdienst, der im Durchschnitt noch acht Monate ausmacht, „abstottern“. Jährlich absolvieren auf diese Weise 300000 Schweizer den Militärdienst. Der Anteil der Berufssoldaten (hauptsächlich Ausbilder) beträgt lediglich 5 Prozent.





Es gärt in Paraguays Armee

Nach Einschätzung der Kommunistischen Partei Paraguays erwächst der Stroessner-Diktatur selbst in den Reihen der Streitkräfte zunehmender Widerstand. Der Kamarilla der höchsten Offiziere, die sich unter dem Militär- und Polizeiregime bereichert haben, stehen die jungen Offiziere entgegen, unter denen die

Unzufriedenheit mit der Politik der Regierung wächst. Den jungen, von den patriotisch gesinnten Militärs Perus und anderer lateinamerikanischer Staaten beeinflussten Offizieren Paraguays wird es mehr und mehr zuwider, ein Regime zu unterstützen, das die sozial-ökonomische Lage des Volkes verschlechtert und sich als Gendarm einer privilegierten Minderheit betätigt. Es gibt immer mehr Offiziere, die mit der Verwandlung der paraguayischen Armee in ein Anhängsel des Pentagon unzufrieden sind und nicht als Hauptrepressivkraft gegen den demokratischen und patriotischen Kampf des eigenen Volkes wirken wollen. Sympathien der Soldaten und Offiziere für das vietnamesische Volk und dessen heldenhaften Kampf ließen bereits die Pläne Stroessners, paraguayische Truppen nach Vietnam zu schicken, scheitern.

Gescheiterte „Vietnamisierung“

Saigoner Söldner ziehen in die Gefangenschaft. Nach inoffiziellen Angaben verloren die Streitkräfte der süd-vietnamesischen Marionettenarmee im Laufe des Jahres 1971 230000 Mann; das ist zahlenmäßig mehr als die Hälfte ihrer regulären Land-

streitkräfte bzw. knapp ein Viertel der Gesamttruppenstärke. Insgesamt verfügte die Saigoner Verwaltung Mitte 71 über 1 072 000 Mann, die sich folgendermaßen gliederten: 434 000 Heer, 13 000 Marinekorps, 300 000 Territorialverteidigung, 250 000 „Heimwehr“, 35 000 Luftwaffe, 40 000 Mann Marine.



Haitis Schreckenstruppe

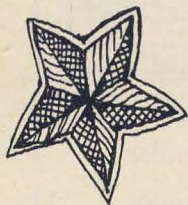
Berüchtigte Leibgarde des haitischen Diktators Duvalier sind die vom Volk gehaßten TONTONS MACOUTES (unser Bild). Finanziert werden sie unter anderem von den Mitteln scheidungswütiger Nordamerikaner. In einem dem „Verteidigungs- und Innenminister“ gehörenden Hotel können sich diese innerhalb weniger Minuten von ihrem Ehepartner trennen – vorausgesetzt, sie sind bereit und in der Lage, 478 Dollar dafür auszugeben. Ein Teil dieser Summe fließt dem haitischen „Verteidigungsministerium“ und Duvaliers Schlägergarde zu.



Aus unserem Jahrestagskalender

11. Mai: 25. Jahrestag der Unabhängigkeit von Laos
14. Mai: 17. Jahrestag des Abschlusses des Warschauer Vertrages über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand
17. Mai:
Tag der Wissenschaft in der Bulgarischen Volksarmee
28. Mai: Tag der sowjetischen Grenztruppen

Bitze Witze



Das grüne Fieber

Ein Militärseelsorger mußte im Vorzimmer des Obersten von Zitzewitz sehr lange warten. Erst als eine junge, verschleierte, grün gekleidete Dame aus dem Zimmer des Obersten kam, wurde er bald darauf vorgelassen.

„Herr Oberst sehen heute nicht wohl aus“, sagte der Seelenhirte zu dem sichtlich erschöpften Zitzewitz.

„Äh, mein lieber Würdenträger, es ist auch kein Wunder, soeben hat mich erst das Fieber verlassen.“

„Ich glaube, ihm begegnet zu sein, Herr Oberst. War es nicht grün gekleidet?“

Versager

Der Adjutant eines feudalen Kavallerieregiments betritt die Regimentskanzlei und sagt zum Wachhabenden: „Haben Sie schon gehört, Weschek, unser Herr Oberst hat eine Tochter bekommen!“

In strammer Haltung erwidert Weschek: „Da wird sich der Herr Rittmeister nochmal bemühen müssen.“

Ordnung muß sein

Der Oberst inspiziert das Regiment während der Instruktionsstunde.

„Schütze Meier“, fragt er, „was wissen Sie über die Sonne und die Erde.“

„Die Sonne dreht sich um die Erde.“

„Und was wissen Sie darüber, Schütze Müller?“

„Die Erde dreht sich um die Sonne.“

„Meine Herren“, schimpft der Oberst, „es ist mir ganz egal, wer sich um wen dreht. Aber eins möchte ich mir abitten: Einigkeit im Regiment – verstanden?“

Takt

Zitzewitz fragte als Regimentskommandeur nicht sehr taktvoll eine Marketenderin, deren Vater dem Kaufmannsstande angehörte:

„Äh, womit handelte doch Ihr verstorbener Vater gleich?“ Die Marketenderin erwiderte schlagfertig: „Mein Vater, Herr Oberst, handelte mit Einsicht und Verstand.“

Die Äpfel

Zitzewitz machte mit seinem Burschen einen Ausritt. Der hatte als Proviant zwei Äpfel mitgebracht.

Zitzewitz aß den seinen mit der Schale und lachte seinen Burschen aus, der den Äpfel sauber abschälte.

In breitem Schwäbisch sagte der Bursche: „Ja, mei, Herr Oberscht, einer von dene Äpfle isch in Dreck gefalle, und i waß nit mehr, der welch.“

Der Dienstweg

Der Oberst zum Adjutanten:

„Morgen früh um neun ist eine Sonnenfinsternis, etwas, was nicht alle Tage passiert. Die Männer sollen im Drilllich auf der Kompaniestraße antreten und sich das seltene Schauspiel ansehen. Ich werde es ihnen erklären. Falls es regnet, werden wir nichts sehen. Dann sollen sie alle in die Sporthalle gehen.“

Der Adjutant zum Hauptmann:

„Befehl vom Herrn Oberst: Morgen früh um neun ist eine Sonnenfinsternis. Wenn es regnet, kann man sie von der Kompaniestraße aus nicht sehen, dann findet sie in Drilllich in der Sporthalle statt, etwas, was nicht alle Tage passiert.“

Der Hauptmann zum Leutnant:

„Befehl vom Herrn Oberst:
Morgen früh um neun im
Drillich Einweihung der
Sonnenfinsternis in der Sport-
halle. Der Herr Oberst wird
Befehl geben, falls es regnet,
etwas, was alle Tage passiert.“

Der Leutnant zum Kompanie-
feldwebel:

„Morgen um neun wird der
Oberst im Drillich in der
Sporthalle die Sonne ver-
finstern, wie es alle Tage pas-
siert, wenn es ein schöner Tag
ist; wenn es regnet, dann auf
der Kompaniestraße“

Der Kompaniefeldwebel zum
Unteroffizier:

„Morgen um neun Ver-
finsternung des Oberst in Dril-
lich wegen der Sonne. Wenn es
in der Sporthalle regnet, was
nicht alle Tage passiert,
Antreten auf der Kompanie-
straße.“

Gespräch unter den Soldaten:

„Wenn es morgen regnet, wird
der Oberst anscheinend in der
Sporthalle von der Sonne ver-
finstert. Zu dumm, daß das
nicht alle Tage passiert.“

Wo sind die Noten?

Als bei einem Empfang auf
den Besitztümern des Obersten
von Zitzewitz bei einer musi-
kalischen Darbietung die
Quartettspieler immer noch
nicht begannen, fragte der
Oberst schon übelgelaunt, was
denn die Verzögerung be-
deuten solle.

Der Adjutant flüsterte ihm zu,
daß man nicht anfangen
könne, da Tochter Clothilde
sich auf die Noten gesetzt habe.

„Äh, Clothilde“, rief der
Oberst aufgebracht, „steh mal
von den Noten auf, die sind
doch nicht für Blasinstrumente.“



Sechs und dreiundzwanzig

Etwas unverständlich, diese Überschrift? Klingt so nach neuer Wettart im Lotto. Damit hat es natürlich nichts zu tun. Die Zahlen bedeuten nur das: Sechs Sportklubs gibt es in der Nationalen Volksarmee, und 23 verschiedene Sportarten werden in ihnen betrieben. Wo es welche Disziplinen gibt, zeigt unsere Zusammenstellung, und für die Autogrammfreunde haben wir auch die Anschriften der Klubs hinzugefügt.

Wintersportklub der NVA

Anschrift: 6055 Oberhof, PSF 6149

Eigentlich sind es zwei Klubs, nämlich der ASK Vorwärts Oberhof, hier trainieren die Langläufer, die Rennrodler und die Biathlonsportler, und der ASK Vorwärts Brotterode, wo die Spezialsprungläufer und die Nordisch-Kombinierten zu Hause sind.

Der bisher erfolgreichste Wintersportler, Gerhard Grimmer, wurde bei den Olympischen Spielen in Sapporo von den Rennrodlern übertrumpft: Wolfgang Scheidel und Hörnlein/Bredow Gold, Margit Schumann Bronze.

ASK Vorwärts Leipzig

Anschrift: 7113 Markkleeberg, PSF 5486

Der nach der Zahl seiner Sportmannschaften größte Klub: Schießen. Radsport, Gewichtheben, Fechten, Kanuslalom und Motorgeländesport. Die Kanuten gewannen die Weltmeistertitel beinahe en gros, angefangen bei Manfred Schubert, Eva Setzkorn, Gert Kleinert bis zu den 71er Weltmeistern Sigbert Horn, Jürgen Köhler und Veronika Stampe. Aber auch Fred Willamowski, dreifacher Europameister im Motorgeländesport, Günter Hoffmann, der Friedensfahrt-Zweite von 1967, und der Schnellfeuerschütze Christian Dühring als Olympiaviertler holt Erfolge für ihren Klub.

RUND UM



Ein buntes Armeesportklub-Magazin

GELB-ROT



ASK Vorwärts Potsdam

Anschrift: 15 Potsdam, PSF 3190
Leichtathletik, Turnen, Kanurennsport und Reiten stehen in Potsdam auf dem Programm. Eine Vielzahl weltbekannter Athleten hat der Klub entwickelt: Grodotzki, Kirst, Drehmel, Eschert, Kurth, Setzkorn – ein paar Namen nur, und viele könnte man noch nennen.

ASK Vorwärts Frankfurt

Anschrift: 126 Strausberg, PSF 7399

Boxer, Judoka und Handballer kämpften bisher mit unterschiedlichem Erfolg um internationale Siege. Manfred Wolke als Olympiasieger und Ulrich Beyer, der Europameister 1971, waren bisher die erfolgreichsten Faustkämpfer. Im Judo gewannen Herbert Niemann vier und Rudolf Hendel zwei Europameistertitel, und Rainer Frieske und Joseph Rose waren am Gewinn des Vizeweltmeisters im Handball durch die DDR-Nationalmannschaft beteiligt.



Egon Henninger in neuer Umgebung, beim Volksmarine-Ausscheid um den „Stärksten Mann“.

FC Vorwärts Frankfurt (Oder)

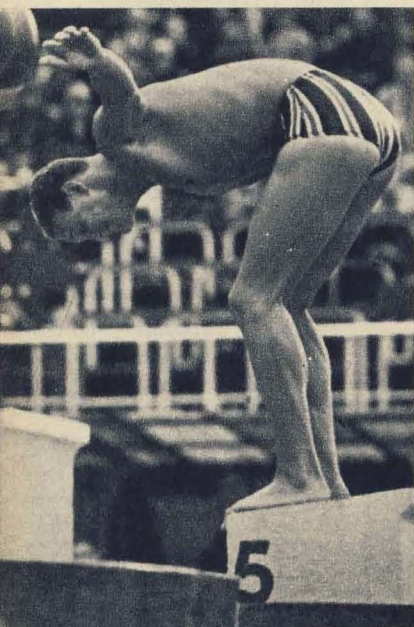
Anschrift: 12 Frankfurt (Oder),
Stadion der Freundschaft, PSF
5033

Der Name sagt es schon: Hier wird Fußball gespielt, erst seit einem knappen Jahr in Frankfurt, vorher in Berlin. Sechsmal DDR-Meister, eine Vielzahl von Nationalspielern, zweimal FDGB-Pokalsieger – alle diese Erfolge liegen schon etwas zurück. Jetzt sind die Fußballer bemüht, wieder Anschluß an die DDR-Spitze zu finden.

ASK Vorwärts Rostock

Anschrift: 25 Rostock, PSF
4178/A

Neben dem Ringen sind beim Rostocker Klub die Wassersportarten zu Hause: Schwimmen, Rudern, Segeln. Die erfolgreichsten ASK-Olympiakämpfer kommen aus der Hanse-Stadt: Metz und Vesper mit Gold, Henninger und Wiegand mit Silber. Aber die Ruder-Weltmeister Klatt/Gorny und Finn-Dinghi-Goldcupsieger Jürgen Mier können sich ebenfalls sehen lassen.



Frank Wiegand

Armeesport-Superlative

Der erste Weltmeister der Armeesportvereinigung Vorwärts war ein Slalomkanute. Manfred Schubert sorgte 1957 in Augsburg für beträchtliches Aufsehen, als er mit seinem Einer-Kanadier die Wasserhindernisse als Schnellster durchfuhr. Den zur Flaggenhissung abkommandierten Bundeswehroffizieren blieb nichts weiter übrig, als vor der DDR-Fahne strammzustehen. Heute ist Major Schubert Leiter der ASG Vorwärts Schwedt und bildet junge Rudertalente heran.

Der erste Olympiasieger der Nationalen Volksarmee kommt aus einer verwandten Disziplin – dem Kanurennsport. Jürgen Eschert vom ASK Potsdam schlug auf dem Sagami-See bei Tokio in seinem schmalen Kanadier-Boot die Weltelite. Heute ist Jürgen seiner „goldenen“ Sportart nicht etwa untreu geworden. Als Trainer kümmert er sich um – hoffentlich bald ebenso erfolgreichen – Nachwuchs.

Der überraschendste Weltmeister sitzt auch in einem Rennboot. Reiner Kurth (ebenfalls ASK Potsdam) wurde sozusagen über Nacht Goldmedaillengewinner auf dem Belgrader Save-See. Als Ersatzmann reiste er zu den 71er Welttitelkämpfen, wurde dann doch mit dem Neubrandenburger Fachschulstudenten Alexander Slatnow im Zweier eingesetzt, wettete nach dem Zwischenlauf noch, daß es kaum zu einer Medaille reichen würde und – gewann das Finale. Ein Jahr zuvor war Reiner noch Spartakiadesieger gewesen.

„Der beste unter unseren Boxern ist immer noch Manfred Wolke.“



Voll konzentriert: Manfred Wolke (rechts). „Nun bist du dran“, sagt die Mutti zur Tochter. Eva Setzkorn war vor 15 Jahren Weltmeisterin; Petra, auf unserem Foto noch Spartakiademädchen, hat nun auch schon WM-Silber.





Der erfolgreichste ASK-Sportler ist immer noch Lothar Metz. Der Rostocker Ringer aus dem „klassischen“ Metier startete bei drei Olympischen Spielen—1960, 1964 und 1968 — und wurde dreimal mit Medaillen dekoriert: in Rom war es Silber, in Tokio Bronze, und in Mexiko kam das noch fehlende Gold hinzu. Nun möchte der 33jährige Oberleutnant in diesem olympischen Sommer möglichst einen der vorangegangenen Medaillenerfolge wiederholen.



Die meisten Olympiamedaillen brachte ein Schwimmer mit nach Hause: Frank Wiegand. Vier Silberne erkämpfte der Freistilspezialist in Tokio und Mexiko-Stadt. Viermal wurde er „Armeesportler des Jahres“, und die DDR-Presse künte ihn anlässlich des zehnjährigen ASV-Bestehens zum „Armeesportler des Jahrzehnts“. Heute führen den Korvettenkapitän Dienstreisen in seinen einstigen Vorwärts-Klub nach Rostock. Seine Dienstaufträge weisen ihn als Mitarbeiter der Verwaltung Körpererächtigung und Sport des Ministeriums für Nationale Verteidigung aus.

Der stärkste Mann der NVA ist kein Klubsportler. Oberleutnant Uwe Blaßkiewitz gehört der Armeesportgemeinschaft Löbau an und ist Fachlehrer an der Offiziershochschule „Ernst Thälmann“. 1966, 1968 und 1971 wurde er Gewinner des Kraftsport-Fernwettkampfes, wobei man heute noch von einer Leistung ganz besonders spricht — von seinen 42 Klimmzügen, die bisher noch unübertroffen sind. Uwe, der weltbekannte Athleten

Der das äußerte, ist Fachmann genug, um glaubhaft zu sein: Paul Nickel, ehemaliger DDR-Meister, jetzt Trainer beim SC Chemie Halle. Zugegeben, unser Olympiasieger vom ASK Frankfurt boxt nicht immer attraktiv, schön fürs Auge, aber eben rationell, klug, mit einem ausgezeichneten Blick für die Situation. Wie im Dienst und im Training setzt Manfred Wolke seine ganze Kraft auch als Abgeordneter des Bezirkstages Frankfurt (Oder) ein.

ASV-ERFOLGSBILANZ

Zahlen sind nicht jedermanns Sache, weil sie zu trocken und leblos erscheinen. Ist das wirklich so? Hinter den Zahlen, die wir Ihnen hier nennen wollen, steckt jedenfalls so viel Leben, daß man Bücher füllen könnte, wollte man davon erzählen. Vielleicht regen sie Ihre Phantasie an oder holen große Sportereignisse vergangener Tage, hervorragende Leistungen von Armeesportlern, in Ihr Gedächtnis zurück.

Medaillengewinne von Sportlern der NVA bei internationalen Meisterschaften:

Olympische Spiele	Weltmeisterschaften
6 Gold	40 Gold
8 Silber	33 Silber
8 Bronze	29 Bronze
Europameisterschaften	SKDA-Meisterschaften
35 Gold	73 Gold
37 Silber	77 Silber
44 Bronze	29 Bronze

Olympiateilnehmer der ASV:

	Winter	Sommer
1956 Cortina	3	
Melbourne		3
1960 Squaw Valley	8	
Rom		24
1964 Innsbruck	7	
Tokio		36
1968 Grenoble	9	
Mexiko		52
1972 Sapporo	9	

Insgesamt 1 350 DDR-Titel gingen ins ASK-Lager. 21 Welt- und 26 Europarekorde von ASV-Sportlern sind in den Listen der internationalen Verbände eingetragen.



wie Juri Wlassow, Leonid Shabotinski und Viktor Kurenzow besuchte, hat auf jeden Fall mehr von sich reden gemacht als (leider noch) die Gewichtheber des ASK Leipzig.

Der schnellste Armeesportler ist natürlich ein Sprinter. Oder richtiger gesagt: es sind zwei. Hartmut Schelter schaffte am 9. August 1968 erstmals in einem „toten Rennen“ mit dem Leipziger Heinz Erbstößer 10,1 s über 100 Meter. Inzwischen ist ein Spartakiadesieger beim ASK Potsdam in seine Spikeschritte getreten. Hans-Joachim Zenk, 19 Jahre jung, lief im vorigen Jahr ebenfalls 10,1 s und nimmt Kurs auf 10,0 – und vielleicht auch 9,9?

Der dienstälteste Aktive stammt aus Leipzig. Oberleutnant Hartmut Sommer, 37 Jahre alt, trägt seit Gründung der ASV Vorwärts den ASK-Dreß. Der Gewehrshütze (Kleinkaliber, Großkaliber, Luftgewehr) hat es inzwischen auch zum Weltmeistertitel gebracht. Mit der DDR-Mannschaft errang er 1966 in Wiesbaden die Goldmedaille im Stehend-Anschlag des KK-Schießwettbewerbs.

Der älteste Armeesportler allerdings ist Hartmut Sommer nicht. Schnellfeuerpistolenschütze

Gerhard Feller, Teilnehmer an zwei Olympischen Spielen und Armeespartakiade-Dritter 1969, feiert in diesem Jahr seinen 48. Geburtstag.

Fünfzehnmale die Besten

Alljährlich ermittelt die Wochenzeitung „Volksarmee“ durch eine Umfrage unter ihren Lesern den „Armeesportler des Jahres“. Zehn Aktive erhielten in den fünfzehn Jahren seit 1958 diesen Titel, zehn aus der großen Schar weltbekannter Sportler der Nationalen Volksarmee.

1958: Hermann Buhl
1959: Siegfried Valentin
1960: Hans Grodotzki
1961: Manfred Schubert
1962: Frank Wiegand
1963: Frank Wiegand
1964: Frank Wiegand
1965: Jürgen Nöldner
1966: Frank Wiegand
1967: Peter Uhlig¹
(verstorben)
1968: Manfred Wolke
1969: Joachim Kirst
1970: Gerhard Grimmer
1971: Joachim Kirst

Der populärste Sportler der vergangenen eineinhalb Jahrzehnte im gelb-roten Vorwärts-Dreß war ohne Zweifel Otto Fräßdorf. Experten zählten den FCV-Verteidiger zu den besten seines Faches in Europa. Wenn der Mann mit der etwas „hohen Stirn“ mit dem Ball am Fuß in die gegnerische Hälfte stürmte, dann dröhnte das „Otto, Otto!“ durch die Stadien. Leider zwang ihn im vorigen Jahr eine Rückenverletzung viel zu früh, noch nicht einmal dreißig, zum Aufhören. Hauptmann Otto Fräßdorf wird nun bei den Rückwärtigen Diensten seine Aufgaben erfüllen.

Der vielseitigste Athlet dürfte „Zehnkampf-König“ Joachim Kirst (ASK Potsdam) sein. Er sprintet 100 m in 10,4 s, springt 7,82 m weit und 2,16 m hoch, stößt die Kugel über 17 m und schleudert den Speer weiter als 65 m. Mit 8279 Punkten steht der zweimalige Europameister an dritter Stelle der ewigen Weltbestenliste. Auch beruflich ist der 24jährige Leutnant sehr vielseitig. Er erlernte das Fotografenhandwerk, wurde Offizier der NVA und ist zur Zeit mitten drin im Sportlehrer-Fernstudium.



Drei Fragen an den Chef

Der „Chef“, die etwas volkstümliche Bezeichnung sei erlaubt, das ist in diesem Falle Oberst Arno Mücke, Vorsitzender der Armeesportvereinigung „Vorwärts“.

Wann wurden die Armeesportvereinigung und ihre Sportklubs gegründet, und welche Stellung nehmen sie im Deutschen Turn- und Sportbund ein?

Im Gründungsjahr der Nationalen Volksarmee wurden auch die ASV und die Armeesportklubs aus der Taufe gehoben, exakt im Oktober 1956. Die ASV ist die Massenorganisation des Sports in der NVA. Sie ist Teil des DTSB mit den Rechten einer Bezirksorganisation. Ihre Tätigkeit wird deshalb auch von den Beschlüssen des DTSB bestimmt, außerdem natürlich von den Befehlen und Direktiven des Ministers für Nationale Verteidigung. In den Klubs sollen Sportler entwickelt werden, die in der Lage sind, sportliche Höchstleistungen zu erzielen.

Wer kann Mitglied eines Armeesportklubs werden?

Körperertüchtigung und Sport werden in der NVA groß geschrieben, sowohl im Dienst wie auch in der Freizeit. In den Armeesportgemeinschaften der Truppenteile und Einheiten haben alle Soldaten die Möglichkeit, ihren sportlichen Interessen nachzugehen. Die besten und talentiertesten von ihnen können in einen Armeesport-

klub delegiert werden, wenn sie sich bereit erklären, als Soldat auf Zeit oder Berufssoldat zu dienen. Die ASV widmet aber auch der Nachwuchsarbeit große Aufmerksamkeit. In den Armeesportgemeinschaften werden Kinder und Jugendliche systematisch gefördert und ausgebildet. Auch sie können Mitglied eines Klubs werden, wenn sie sportlich begabt sind, gute schulische und fachliche Leistungen aufweisen und Willen und Einsatzbereitschaft mitbringen.

Sie sind einer der Stellvertreter des Vorsitzenden des Sportkomitees der befreundeten Armeen (SKDA). Welche Bedeutung hat diese Organisation für die ASV?

Das SKDA wurde 1958 gegründet. Wir sind von Anfang an Mitglied. Zwischen den Sportorganisationen der sozialistischen Armeen bestehen sehr enge, freundschaftliche Beziehungen. Viele Sportwettkämpfe, vor allem die Spartakiaden und SKDA-Meister-



Fritz Janke, ehemals selbst Vize-Europameister, jetzt beim SC Cottbus Trainer einer EM-Zweiten: Gunhild Hoffmeister (links). Manfred Schubert war der erste Weltmeister der ASV (ganz links), Reiner Kurth, vor zwei Jahren noch Spartakiadesieger, nun Vorbild für die Jugend (unten).



schaften, wissenschaftlich-methodische Konferenzen, Trainerberatungen und -austausche bringen uns näher und helfen, daß sich der Sport in unseren Armeen weiterentwickelt. Alle, die dabei waren,

NAMEN sind nicht Schall und Rauch

Sagen Ihnen die Namen auf der untenstehenden Liste noch etwas? Ehemalige Armeesportler sind es. Jetzt nicht mehr aktiv, aber nicht vergessen. Das verdanken sie ihren sportlichen Leistungen, die noch heute Wert haben. Aber dafür sorgen sie auch selbst, indem sie nach dem Ende ihrer Sportlerlaufbahn nun in verantwortlichen Funktionen immer noch dem Sport, der Armee, unserer Republik dienen. Sicher fehlt mancher in dieser Aufzählung. Der Raum auf diesen Seiten reicht nicht, um alle, die es verdienten, zu nennen. Diese hier stehen deshalb für viele:

Als *Trainer* arbeiten die Fußballer Hans-Georg Kiupel, Ger-

werden sich noch der großartigen Atmosphäre erinnern, die bei der 1. Sommerspartakiade 1958 in Leipzig herrschte. Wie immer, wenn sich Armeesportler treffen.

hard Reichelt, Werner Unger, Karl-Heinz Spickenagel (alle noch beim FCV) und Werner Wolf (Verbandstrainer), die Turner Günter Nachtigall (ASK) und Peter Weber (Verbandstrainer), die Wintersportler Kuno Werner, Werner Lesser (beide beim ASK) und Dieter Neuendorf (Verbandstrainer unserer Skispringer), die Leichtathleten Hans Grodotzki (ASK) und Friedrich Janke (SC Cottbus), die Kanuten Eva und Helmut Setzkorn und Jürgen Eschert, der Radsprinter Hans-Jürgen Klunker, der Boxer Heinz Schulz, der vierfache Judo-Europameister Herbert Niemann (alle ASK). *Verantwortliche Funktionäre* in der Leitung der ASV oder in den

Klubs sind jetzt die Leichtathleten Hans-Jürgen Rückborn und Bruno Bartholome, die Fußballer Gerhard Marotzke und Hans-Dieter Krampe, der Kanute Manfred Schubert, die Schwimmer Frank Wiegand und Egon Henninger, der Sportschütze Horst Kadner, der Gewichtheber Kurt Stemplinger.

Militärjournalisten sind Rainer Nachtigall, Horst Kohle und Günther Wirth, ehemalige Stürmer beim FCV, geworden.

Als *Sportoffiziere* in einem Truppteil arbeiten Siegfried Valentin, 1 000-m-Weltrekordler, Fred Döring, 3 000-m-Hindernisläufer, und Eishockey-Nationaltorsteher Peter Kolbe.

Arzt ist Hermann Buhl geworden, einst 3 000-m-Hindernis-As unserer Republik. Jetzt steht er an der Deutschen Hochschule für Körperkultur in der Facharztausbildung.



Zehnmal letzten Einsatz fordert der Zehnkampf: Europameister Joachim Kirst beim Kugelstoßen. Herbert Wessel wird im Ziel des 1 500-m-Laufs freudig von seinem Freund Joachim Kirst empfangen. Auch er hat die international bedeutsamen 8 000 Punkte geschafft. Ende einer großen Sportlerlaufbahn. „Mach's gut, Otto“, sagt Nationalspieler Bernd Bransch.

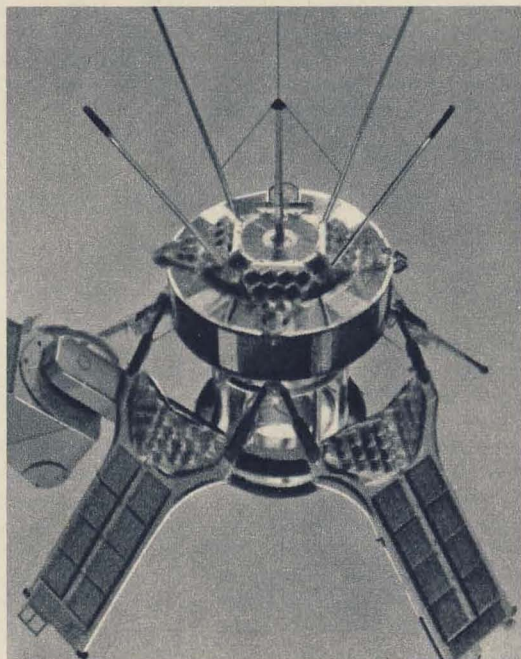


Diademe (Frankreich)

Technische Daten:

Verwendung	Meßsatellit
Körper-	
durchmesser	0,53 m
Umlaufmasse	23 kg
Bahndaten	
(abgerundete Durchschnittswerte)	
Bahnneigung	40°
Umlaufzeit	105 ... 110 min
Perigäum	575 ... 590 km
Apogäum	1350 ... 1400 km
erster Start	8. 2. 1987
blauer gestartet	2
	(Stand Fabr. 72)

Die Raumflugkörper dieser Serie dienen Ionosphärischen Untersuchungen sowie der Erprobung verschiedener Verfahren der Bahnvermessung, unter anderem mit Hilfe von Laserstrahlen. Die Energieversorgung für die Bordsysteme erfolgte durch Solarzellen, die an Auslegern angebracht waren. Als Träger Rakete wurde die französische „Diamant“ eingesetzt.

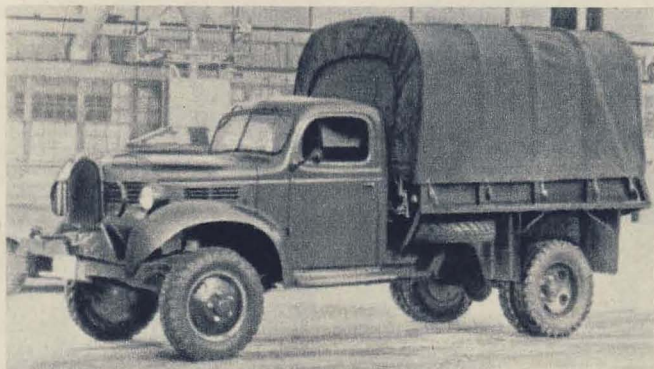


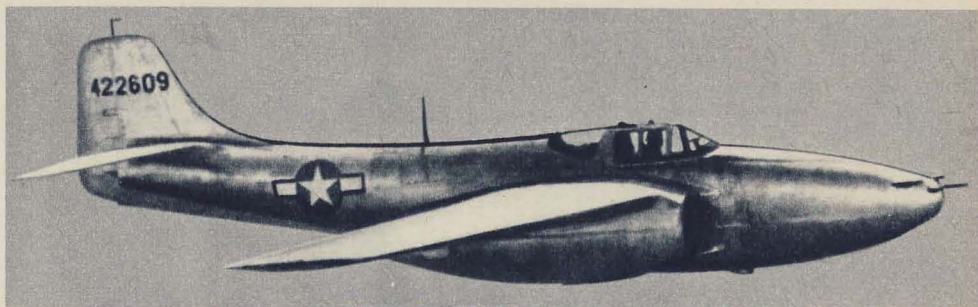
1,5-Mp-LKW Dodge T203-VF 405 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	3719 kg
Länge	5918 mm
Breite	2184 mm
Höhe	2845 mm
Radstand	3532 mm
Motor	4-Takt-Dtto, 8 Zyl. „Dodge“, 99 PS
Antriebsformel	4 × 4
Sellwinde	vorhanden

Dieser LKW wurde von 1939 bis 1940 als Militärversion des handelsüblichen Dodge-VF produziert und als leichtes Transportmittel verwendet. Das Chassis konnte auch mit Sonderaufbauten bestückt werden.





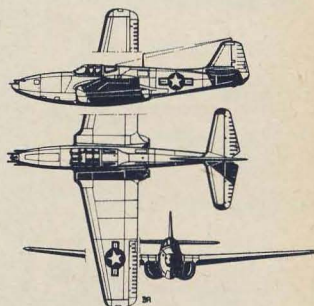
Bell P-59 „Airacomet“ (USA)

Taktisch-technische Daten:

Spannweite	13,87 m
Länge	11,84 m
Höhe	3,76 m
Startmasse	5753 kg
Höchstgeschwindigkeit	661 km/h in 9000 m
Steigleistung	3000 m/3,2 min

Reichweite	840 km mit Zusatztanks
Gipfelhöhe	12990 m
Triebwerk	2 Turbinen General Electric J31 GE3, je 748 kp Schub
Bewaffnung	37-mm-Kanone M4, 3 MG 12,7 mm

Die P-59 war das erste amerikanische strahlgetriebene Flugzeug. Sie hatte im Oktober 1942 ihren Erstflug. Leistungsmäßig war das Flugzeug ein Fehlschlag, deshalb kam es zu keiner Serienproduktion. An ihre Stelle trat die Lockheed P-80.

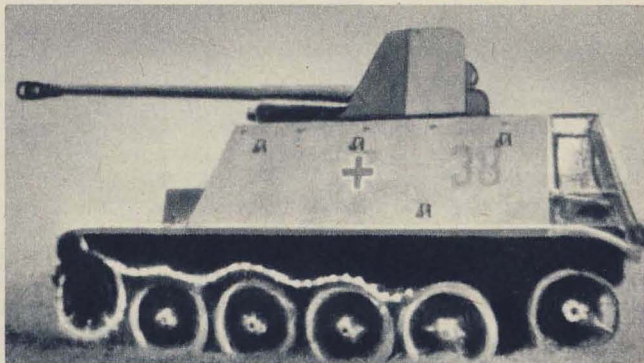


Jagdpanzer „Marder II“ (Deutschland)

Taktisch-technische Daten:

Masse	11,6 t
Länge über alles	5650 mm
Länge üb. Wanne	4840 mm
Breite	2300 mm
Höhe	2800 mm
Panzerung	14,5 ... 30 mm
Höchstgeschwindigkeit	55 km/h
Fahrbereich	220 km
Bewaffnung	Kanone 76,2 mm (Pak)
Bodenfreiheit	290 mm
Kletterfähigkeit	600 mm
Überschreitfähigkeit	1600 mm
Wattfähigkeit	800 mm
Steigfähigkeit	30°
Motor	6-Zyl.-Otto, Maybach HL62 TR, 140 PS Leistung
Besatzung	4 Mann

Der „Marder II“ war eine Kompromißlösung. Auf dem Fahrgestell des P II, Ausführung D, E, war die sowjetische Pak 38 aufgebaut, um dem T34 beikommen zu können.



ENTSCHEIDUNGEN

des Dieter Urbanski



Der gertenschlanke 27jährige Dieter Urbanski neben uns auf der Bank schildert ruhig und einfach, ohne wichtigtuerische rhetorische Schnörkel, Etappen seines bisherigen Lebens; eines harten Lebens. Als Grenzzoffizier.

Wenige Meter neben uns das alte Kompanieobjekt. Bislang noch aufziehende Posten. Sauberer Kiesweg. Blumenrabatten. Holzbaracke mit Pappdach, eine der wenigen, die noch als Unterkunft für Grenzsoldaten erhalten muß. Birken davor. Dazwischen sitzen wir. Von der Eingangstür her dringt ein Geruch von Bohnerwachs und Waffenöl aus dem langen, dunklen Barackengang zu uns heraus.

Als er von der Offiziersschule kam, habe er zunächst in einer Grenzkompanie im Rhönggebiet in einer

neugebauten modernen Kaserne Dienst getan und mit seiner Frau in einer ebenso neuen schmucken Wohnung gelebt, erzählt Dieter Urbanski. Leider nur für kurze Zeit. Dann wurde er an die Staatsgrenze ins südthüringische Eishausen versetzt. Da mußte er im Sommer dreiviertel Stunden und im Winter mit Skiern manchmal über eine Stunde von der Eishausener Holzbaracken-Kaserne bis zur Wohnung im benachbarten Massenhausen traben. Es war eine Behelfswohnung. Im Anfang mußte seine Frau das Wasser von einer 200 Meter entfernten Quelle holen. Es kam bereits das zweite Kind, als die Gemeinde endlich eine Wasserleitung bauen konnte...

Eishausen; kahle Hügelchen, kaum ein Grasflaum auf den Köpfen. Eine Holzbaracke als Kaserne...



Dieter Urbanski hat seinen Vater nie gesehen. Dieter als jüngster Sohn wurde in Gleiwitz geboren; fünf Jahre, nachdem die Faschisten einen polnischen Angriff auf den Gleiwitzer Sender vortäuschten und derart „legitimiert“ den Krieg begannen. Hunderte Panzerstunden östlich von Gleiwitz fiel Vater Urbanski. Hunderte Fußstunden westlich von Gliwice, in einem kleinen Dorf bei Apolda, verdingte sich die Mutter auf einem Gutshof. Als man den Hofherrn enteignete, floh er nach dem Westen, und Mutter Urbanski ging zur Eisenbahn. Sie mußte drei Kinder durchbringen. Drei. Einer wurde Lehrmeister, die Tochter Lehrerin, und Dieter erst einmal Oberschüler.

Als Dieter flügge war, wünschte er sich, philosophieren zu können. Denken, und dann, wenn man

den Gedanken besitzt, ihn anderen mitteilen dürfen. Lehrer für Gesellschaftswissenschaften wollte er werden. Dieter Urbanski las Hegel, Marx und Lenin. Er versuchte sie zu begreifen. Und als ein Genosse des Wehrkreiskommandos kam und sagte, werde Offizier in der Armee, bei uns kannst du auch Marxismus-Leninismus studieren und dein Diplom machen, sagte Dieter ja.

Erst dachte er, er würde Lehrer in Uniform sein, nur Lehrer. Doch das allein genüge nicht, sagte man ihm. Du mußt mehr sein, viel mehr, wenn du unsere Uniform anziehst. Also gut, sagte sich Urbanski, ich muß ja nicht Offizier werden; dann diene ich eben meine anderthalb Jahre als Soldat und gehe anschließend nach Leipzig studieren.

Oberleutnant Urbanski lächelt, so, als müsse er

sich nachträglich entschuldigen, als bitte er darum, seine jugendliche Spontaneität zu verstehen.

„Na, dann dachte ich doch: Verpflichtet habe ich mich, machst also auch deinen Offizier...“

Nach ein paar Wochen sagte ihm sein Kommandeur auf der Offiziersschule: Du hast dich gut entwickelt, bist Parteimitglied. Wir haben Vertrauen, wir setzen dich vorerst als Gruppenführer ein. Das soll dir helfen, später als Zugführer an der Grenze deinen Mann zu stehen.

Vertrauen, Erwartungen muß man rechtfertigen, meinte Urbanski damals. Er sagte ja, „zu Befehl“, ich werde an die Grenze gehen und meinen Mann stehen.

Das Licht der kalten Neonleuchte, der Schritt der Wachtposten störten Urbanski in den folgenden Nächten. Die Decke kratzte auf einmal. Dann guckten die Füße unten raus. Ihm war zu warm. Durst. Und alle anderen schliefen, schliefen ruhig.

Er konnte nicht einschlafen, mußte immer wieder daran denken, wie es werden würde. Ein Zug Soldaten, das sind mehr als zwanzig Menschen, so jung noch wie er. Sie alle haben ihre eigenen Ansichten, sind individuelle Charaktere. Da genügt nicht allein das Befehlen, muß sie in Einklang zu bringen, da muß mehr sein. Und dann, dann war noch diese Grenze, die dort Thüringen von Bayern und Hessen abgrenzt, zwei Welten voneinander trennt. Die er aber noch nicht kannte, nur vom Hörensagen. Er versuchte, sie sich vorzustellen: Berge, riesige Wälder... ja, viel Wald... der Grenzstreifen... Und die da drüben, Feinde in Uniform... Und er, mit seinem Zug Soldaten, der ein Stück Staatsgrenze sicher zu bewahren hatte.

Urbanski quälte der Durst. Er stand auf und ging in den Waschraum. Das Wasser war warm, schmeckte fade. In Thüringen soll das Wasser gut sein, ermutigte er sich selbst.

Als er seinen Offiziersabschluß bekam, hatte er vorher schon geheiratet. Sie heißt Renate, ist Schneiderin. Es war eine fröhliche Feier. Da ist er mit Renate hinausgegangen und hat ihr noch einmal gesagt, daß er an die Grenze müsse und sie irgendwann nachkommen könnte. Daß sie dort vielleicht nicht mehr in ihrem Beruf arbeiten könne. Selten Theater, einmal in der Woche Dorf kino. Kein sechsstöckiges Kaufhaus, sicher nur eine Verkaufsstelle. Sie küßte damals ihren Unterleutnant. Das habe ihm geholfen, sagt er heute.

Unterleutnant Urbanski übernahm die Aufgabe eines Zugführers in einer Grenzkompagnie in der Rhön. Renate blieb vorerst in Plauen. Als sie ihr Kind zur Welt gebracht hatte, bekam die Familie Urbanski eine Neubauwohnung. Renate sagte ihrer Brigade ade, – bißchen traurig zwar, weil es in dem Rhöndorf keine Arbeit für eine Schneiderin gab –, und zog zu ihrem Mann.

Wochen, Monate fließend warmes Wasser. Große

Fenster mit Kakteen. Zärtliche Abende in der neuen Wohnung.

Unterleutnant Urbanski bewährte sich. Als Offizier und Kommandeur. Er hielt Wort und stand seinen Mann an der Staatsgrenze. Und so holte man ihn, vom Postengang weg, zum Regimentsstab. Man erklärte ihm, daß er an einem anderen Ort als Politstellvertreter dringend gebraucht werde, früher als es seine geplante Entwicklung vorsehe.

Was sagte der Leutnant Urbanski dazu?

„Im ersten Moment gar nichts. Der Genosse Oberst gab mir noch mit auf den Weg, die Angelegenheit mit meiner Frau zu besprechen und ihn nötigenfalls zu informieren. Ich bin nicht gleich nach Hause gegangen, wußte erst nicht, wie ich es Renate erklären sollte. Stundenlang saß ich noch in der Kompanie herum. In der Wohnung wartete meine Frau mit Neuigkeiten auf mich: sie könne nun endlich wieder arbeiten gehen und in der Stadt einkaufen, ein Kindergartenplatz sei frei geworden. Ein neues Kleid und eine neue Vase, die zu den Möbeln paßte, und, und, und...“

Es waren nächtliche Stunden, in denen Renate ihren Mann zum ersten Mal nicht mehr verstand. Weshalb ausgerechnet er? Die neue Wohnung?

Renate sagte: Geh allein, Leutnant Urbanski! Doch das war nur ihr erster Gedanke. Der zweite: Ich liebe meinen Mann. Und der dritte: Er ist eben Offizier an der Grenze.

Erst Monate später packten sie ihre Siebensachen. Die Soldaten halfen ihnen dabei; die meisten mit großem Bedauern, denn sie mochten ihren Leutnant. Urbanskis zogen nach Massenhausen, einem Dorf mit siebzig Einwohnern. Ohne fließendes Wasser, wie wir schon wissen.

„Da trinken wir Bayern unser Bier“

Ein warmer Sonntag in Eishausen. Leutnant Urbanski hatte einen Uniformknopf aufgekнопft. Darf man ein Lied summen auf Postengang? Und mit geschlossenen Augen in die Sonne schauen, sich den Winterpelz aufwärmen lassen? Dem Gezwitscher der ersten Vögel lauschen? Sich die Lunge vollsaugen mit dem Duft der neugeborenen Äcker? Melancholisch werden, wenn die Glocken zum Sonntag läuten? Glockengeläut auch von drüben, von Bayern, wo die Hügel auch nur Grasflaum auf dem Kopf tragen. Wo die neugeborenen Äcker betörend duften, die ersten Vögel zwitschern.

Ein Fahnenjunker des Bundesgrenzschutzes nickte freundlich zu Leutnant Urbanski 'rüber. „Ist Sonntag, Kollege. Da trinken wir Bayern unser Bier. Singen halt a bissel. Da braucht's auch ihr nicht so viel zu tun.“

Als Urbanski nicht antwortete, rief der Fahnenjunker, Glockengeläut, Vogelgezwitscher und Sonntagsfrieden überschreiend: „Du elendes Kommunistenschwein, kriegst dein Maul wohl net auf?“

Sieh dich vor, daß es dir nicht wie eurem Amstadt ergeht. . . .“

An diesem Abend brannten Feuer auf dem bayrischen Beerberg. Zeichen, die nacheinander auf allen Hügeln entlang der bayrischen Grenze aufflamnten, Flammenzeichen, Informationszeremoniell, wenn früher die Germanen die Kunde der bevorstehenden oder siegreich beendeten Schlacht ins Land tragen wollten. Doch die Feuer auf dem bayrischen Beerberg sprangen nicht über die Grenze, ins Land hinein.

Würden die Brandstifter Skrupel haben, die Fackeln in die Komfelder von Eishausen und Massenhäusern, nach Erfurt, Berlin, Warschau und Prag zu schmeißen? Sie standen um die Feuer und sangen: „Denn heute gehört uns Deutschland, und morgen die ganze Welt. . . .“

Urbanski wurde abgelöst. Ging schlafen. Schlieff fest wie der LPG-Bauer, der am Tag den Rübenschatz bestellt hat.

Ausgerechnet Witschorek

Tage später, als Leutnant Urbanski Stubendurchgang machte, saßen in einem Zimmer alle fünf um das Bett des Gefreiten Witschorek. Der hielt in der linken Hand ein Zentimetermaß, in der rechten die Schere. Für jeden beendeten Tag schnitt er einen Zentimeter ab. Was er sich dabei gedacht habe, wollte der Leutnant von dem Gefreiten wissen, und mehr noch.

Gefreiter Witschorek antwortete verlegen: Eigentlich nichts, nur, er wolle. . . .

Was ist da zu tun? Schimpfen? Leutnant Urbanski schimpfte nicht. Er beriet sich mit seinen Genossen, mit der FDJ-Leitung. Sprach zwei Stunden mit dem Gefreiten Witschorek.

Eine Woche später: Gefreiter Witschorek beging Ausgangsüberschreitung.

Und wieder zwei Wochen später: Gefreiter Witschorek betrank sich übermäßig.

Wiederholt sprach Urbanski mit ihm. Unter vier Augen und im Kollektiv der FDJ-Organisation. Fragte den Gefreiten nach seinen Eltern, der Freundin, fragte ihn nach dem Sinn seines Soldatseins, fragte nach Motorrädern und nach den Feuerzeichen drüben auf den bayrischen Bergen. Erzählte von seiner Frau, erzählte von seinen Eltern, erzählte von seinem Leben als Grenzsoldat, erzählte, wie er die Feuerzeichen auf den bayrischen Bergen sieht.

Es waren meist nur kurze Gespräche, aber Urbanski sprach oft mit ihm.

Der Sommer 1968 war sehr heiß. Im August brannten die Feuerzeichen an der bayrisch-tschechoslowakischen Grenze. Und dieses Mal schossen sie die Fackeln auch hinüber ins andere Land: Česke Budejovice, Karlovy Vary. Konterrevolutionäre machten sich dort zu Brandfackelträgern.

Der Frieden war in Gefahr. Die sozialistischen Länder halfen den tschechoslowakischen Genossen.

Früh um fünf Uhr fuhr Leutnant Urbanski zum ersten Zug, der an der Grenze in Bereitschaft lag. 30 Sätze zu verschwitzten Gesichtern. Hören die überhaupt zu? Die Notwendigkeit der vorbildlichen Dienstdurchführung. . . . Momentan keinen Ausgang oder Urlaub. Notwendig. . . . notwendig. . . . entscheiden. . . . Klassenstandpunkt. . . . Alle sollten sich verpflichtet fühlen, ihren Dienst noch besser und sorgfältiger als vorher zu verrichten. . . . Verschwitzte Gesichter. Nicht mehr müde, sondern angeregt diskutierend.

Da stand Gefreiter Witschorek auf. Ausgerechnet Witschorek, dachte Urbanski. Witschorek stand auf und sagte:

„Ja, jetzt müssen wir beweisen, daß auf uns Verlaß ist. Ich glaube, daß das zuerst für mich gilt.“

Am Abend verschwand das Tagesabschneidemaß aus dem Schrank von Witschorek. Und es gab keine Ausgangsüberschreitung mehr.

Leutnant Urbanski und Gefreiter Witschorek saßen noch oft zusammen, manchmal beim Bier. Sie sprachen über die Freundin, die Frau, die Eltern, die Motorräder. Und über die Feuerzeichen an der bayrisch-tschechoslowakischen und an der Grenze zur DDR!

Wer war zufriedener über diesen Erfolg? Der Leutnant? Oder der Lehrer Urbanski?

„Das kann man nicht genau sagen. Es gab damals schon keine Trennung mehr. Ich war nur noch Offizier. Einfach ein lehrender Offizier. Und ein Offizier der Nationalen Volksarmee ist heute Kommandeur, Erzieher und Lehrer, Parteifunktionär, Wissenschaftler und Sportler. Und ich bin es mit Leidenschaft und Überzeugung. Stellte ich mir heute die Frage nach dem Sinn des Lebens, dann käme ich immer wieder zu dem Schluß: Wahres Glück ergibt sich nur aus dem erfolgreich Gelösten, aus dem, was man geschaffen hat.“

Ein Brief aus Kuba

Nachts spielen Mäuse, Hunde, Igel für die Neulinge Grenzverletzer. Dann ruft man vielleicht: „Halt! Wer da?“

Keine Antwort, doch das Rascheln ist vor und hinter einem. Dann Stille, nur der eigene Herzschlag ist zu hören. Wieder das Rascheln. Es wäre nicht das erste Mal, daß Provokateure Grenzposten hinterrücks angreifen. Man ruft nochmals halt! Die Hände schwitzen. Das Rascheln kommt näher. Verdammte Dunkelheit. Langsam krümmt sich der Finger, Millimeter nur. Die leise Dunkelheit scheint aufzuschreien, sonst nichts. Alarm in der Grenzkompagnie. Die Genossen springen aus den Betten. Suchen stundenlang. Nichts. Ja, nichts war, nur das Geräusch.

Viele Male gab und wird es solche Situationen

geben. Der Grenzzoffizier Urbanski kann davon viel erzählen. Auch davon, daß es nicht wenige Grenzsoldaten gibt, die noch lange nach ihrem aktiven Wehrdienst mit der Kompanie in Verbindung bleiben, sich mit ihr verbunden fühlen.

„Neulich“, erzählt Urbanski, „erhielten wir einen Brief aus dem sonnigen Kuba. Der uns schrieb, ist mir noch gut in Erinnerung. Oft bin ich mit ihm an die Grenze gegangen. Eigentlich gab es keine besonderen Kennzeichen an ihm. Er war einer von vielen, die unser Leben geboren hatte, die darin groß geworden sind. Vielleicht ganz ohne besondere Höhepunkte, jedoch nicht ohne Profil. Was mich für ihn – und für viele seinesgleichen – einnimmt, ist die ehrliche Bescheidenheit und feste Überzeugung, mit der er den täglichen Härten des Grenzdienstes konstant begegnete, ohne in seinen Leistungen nachzulassen.“

Der aus Kuba schrieb, begann seinen Brief so: „... vielleicht haben Sie mich nicht immer zu den aktivsten Genossen in der Kompanie gezählt, und sicher hätte ich auch noch vieles besser tun können, wenn ich es heute überdenke. Doch wie dem auch sei, ich habe Ihnen und meinem Kollektiv viel zu danken. Die Schule als Grenzer hat mir sehr geholfen, heute ein geachteter Matrose unserer Handelsflotte zu sein... grüßen Sie bitte die Genossen von mir, auch die neuen, und sagen Sie ihnen bitte: Grenzsoldat der Deutschen Demokratischen Republik zu sein, das ist eine zutiefst ehrenhafte Sache, der man sich immer bewußt sein sollte.“

Die Unken mit Glotzaugen

Urbanski lag schon hunderte Male nachts mit jungen Soldaten an der Grenze. Er kennt das Rascheln eines Igels, das Gebüschzusammenschlagen hinter einem Reh. Und er kennt auch das Klirren von Eisen, gespenstisch regelmäßig wie das Hämmern des ewigen Grabfeld-Schmiedes in der Sage.

Urbanski rieb sich eines Nachts die Augen. Starnte minutenlang dorthin, wo Eisen klirrte, als schlugen Schwerter auf Felsen. Durch das Glas verwandelte sich der Wald im Schwarz der Nacht in ein mattes Grün. Doch nichts bewegte sich darin, nur das Klirren war da, irgendwo drüben in Bayern.

Leutnant Urbanski verließ sich auf seine Ohren. Das Geräusch der Panzerketten entfernte sich. „Renate und die beiden Kinder werden hoffentlich gut schlafen. Ausschlafen. Nur noch zwei Wochen ausschlafen. Dann wird Renate nach zwei Jahren wieder morgens aufstehen und zur Arbeit gehen, als Schneiderin. Und die Kleinen in einem Kindergarten spielen.“

Das Kettenklirren kam wieder näher. Schneller, lauter als das letzte Mal. Im Fernglas waren drei krabbelnde Käfer zu erkennen. Zwei von ihnen schoben Streichhölzer vor sich her – umgestürzte Bäume.

Funkverbindung herstellen! Meldung an den Diensthabenden: „Vermutlich drei Panzer in Richtung Staatsgrenze. Entfernung 2000 m...“ Wenn sie weiterfahren würden... ja, wenn... dann kämen sie genau auf dem Rübenschlag raus. Vor einigen Tagen frisch bestellt. Urbanski hatte mit den LPG-Bauern den günstigsten Saattermin besprochen.

Vollgas... Der Nachbarposten, Gefreiter Blank, meldete drei weitere Panzer... Jetzt schon groß, wie häßliche Unken mit Glotzaugen. Drei in Richtung Rübenschlag, und drei direkt auf sie beide zu. Urbanski spürte die zunehmende Ungeduld des jungen Grenzsoldaten neben sich, kannte dessen Gedanken: „Wenn sie weiter fahren, walzen die uns platt.“ Doch die Ruhe des Offiziers machte den jungen Soldaten sicher, gab ihm die Überzeugung, nicht allein zu sein. Und er wußte, daß hinter ihm die anderen standen: Gerber, Müller, Schneiderei... Und er wußte auch, daß sie mit ihrer Panzerbüchse treffen würden, auch nachts, sie haben es viele Male bei Gefechtsübungen bewiesen.

Die Ungetüme waren nun schon mit bloßem Auge deutlich zu sehen. 80 m vor der Staatsgrenze, und immer noch Vollgas. Ein Baum, der letzte auf bayrischer Seite, splitterte drei Meter über dem Erdboden, fiel auf den Grenzstreifen. Plötzlich ohrenschmerzende Stille. Die sechs Panzer standen. Wenige Meter vor der Grenze. Urbanski meldete: Eine Provokation!

Sie wurden abgelöst. Ruht euch aus, sagten die Vorgesetzten. Auf dem Feldweg zwischen Rübenschlag und Wald gingen sie an der Baracke vorbei ins Dorf, das langsam erwachte. Und während es sich die Soldaten in ihrem neuen, modernen Kompanieobjekt behaglich machten, ging Urbanski noch ein paar Schritte weiter. Er öffnete behutsam die Tür seiner Neubauwohnung, stand dann noch lange vor dem Bett der schlafenden Mädchen. Am ersten März jedes Jahres bringen die Eishausener Bauern Blumen für Urbanski und die anderen Grenzer...



So, und das sei alles, was er, Urbanski, erzählen könne.

Es ist kühl geworden, als wir gehen wollen. Noch auf ein Wort, Oberleutnant Urbanski! Wie würdest du heute entscheiden, stünden Studium, Offizierschule, Grenzkompanie, Versetzung ins kleine Eishausen noch einmal vor der Tür?

„Genauso, weil ich inzwischen gelernt habe, zu sehen, zu urteilen und zu entscheiden. Und ich würde auch Philosophie studieren, erfahrener und reicher als damals.“

Ein hartes und ein schönes Leben. Als Grenzzoffizier.

Landolf Scherzer/Edmund Aue

1	A	●	2	P	●	3	S	●	4	O	L	●	5	D	●	6	A	●	7	F	●	8	T	●	9	E	●	10	R
11	R	4	U	Y	A	●	●	●	0	●	12	O	R	4	13	X	E	L	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●
14	T	●	L	●	15	R	E	16	K	R	U	T	●	17	L	E	S	E	●	18	H	U	H	D	●	●	●	●	●
20	Y	4	K	19	E	R	●	22	A	N	N	O	●	●	●	●	●	23	1	24	AE	●	A	●	●	●	●	●	●
25	L	●	●	26	R	E	27	P	●	K	●	28	S	29	O	L	29	E	●	30	S	I	E	N	31	A	●	●	●
32	L	1	33	N	Z	●	R	●	34	C	E	35	S	T	E	●	36	R	37	I	E	S	●	●	●	N	●	●	●
38	E	●	I	●	39	E	B	39	B	E	●	40	E	I	L	41	4	N	D	●	42	43	7	A	T	●	●	●	●
44	R	O	S	45	7	●	46	S	I	R	47	A	N	E	●	48	N	E	E	R	●	E	●	A	●	●	●	●	●
49	I	●	●	49	50	D	E	E	●	51	4	A	R	52	i	4	●	A	●	53	R	E	N	R	●	●	●	●	●
54	55	L	E	56	57	L	●	58	59	S	T	●	W	●	58	E	L	59	S	E	●	●	●	K	●	●	●	●	●
60	●	E	●	60	E	R	61	●	G	●	●	62	63	A	63	T	●	64	P	65	66	67	68	69	70	71	72	73	74
66	B	E	67	68	69	70	R	●	71	A	N	K	A	R	4	●	●	●	73	T	V	R	R	K	●	●	●	●	●
74	O	●	L	●	●	72	R	L	4	N	D	●	A	●	●	73	T	V	R	R	K	●	●	●	●	●	●	●	●
74	B	A	L	L	A	S	T	●	T	●	75	E	S	S	E	N	Z	●	E	●	A	●	●	●	●	●	●	●	●

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 3. Angehöriger einer militärischen Einheit, 7. Wandöffnung, 11. Hafenstadt in Südwestfinland, 12. rätselhafter Ausspruch, 14. Soldat in der ersten Ausbildungszeit, 17. Weinernte, 18. marokkanisches Hohlmaß, 20. Bienenzüchter, 22. latein.: im Jahre, 23. Verneinung, 25. Schiffsseil, 27. Salzlösung, 30. Stadt in Italien, 32. Stadt in Österreich, 34. Gebärde, Handbewegung, 36. Papierzählmaß, 38. eine der Gezeiten, 40. Insel, 42. Staatshaushalt, 44. Oxidschicht an Eisen, 46. Alarmgerät, 48. Untiefe, Strudel, 49. Gedanke, Einfall, 51. weiblicher Vorname, 53. Titelfigur bei Shake-

speare, 54. Muse der Liebesdichtung, 56. Verschlagenheit, 58. weiblicher Vorname, 60. japanischer Maler des 13. Jahrhunderts, 62. Ton, 64. Flugzeugführer, 66. Werkzeug, 68. Wappentier, 71. europäische Hauptstadt, 72. europäischer Inselstaat, 73. Schriftsteller der DDR, 74. tote Last, Bürde, 75. Auszug, konzentrierte Lösung.

Senkrecht: 1. Truppengattung, 2. größerer Verband von Kampfflugzeugen, 3. französische Bezeichnung für die Saar, 4. Teil der Rose, 5. beliebte Wettspieleinrichtung, 6. Gebirgseinschnitt, 7. orientalische Kopfbedeckung, 8. nordisches Hirschtier, 9. Niederschlag, 10. Wagenteil, 13. Spaltwerkzeug, 15. Vorgebirge, 16. Krötenart, 18. Vogel, 19. Kaufhaus im mohammedanischen

Orient, 21. metallhaltiges Mineral, 24. japanisches Heiligtum bei Osaka, 26. Hülsenfrucht, 27. Sternbild, 28. Fett, 29. Fluß im nördlichen Irland, 31. Südpolarkontinent, 33. Bezirkshauptstadt in Jugoslawien, 34. germanischer Wurfspieß, 35. Richterkollegium, 37. Wunschbild, 39. Industriestadt in der Schweiz, 41. Sammlung von Aussprüchen, 43. Getränk, 45. Dienstbezeichnung, 47. Fluß in Nordwestdeutschland, 50. Fluß in der UdSSR, 52. russischer Männername, 53. Schieferfelsen, 55. Wendekommando, 57. Stacheltier, 58. griechischer Buchstabe, 59. Volksname für den Haussperling, 61. storchähnlicher Vogel, 62. Tischfach, 63. Erlaß im zaristischen Rußland, 65. Feldbahnwagen, 66. Stahlschlitten, 67. Nebenfluß des Rheins, 69. Gattung, Sorte, 70. Tip, Hinweis.

Auflösung aus Nr. 3

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 3. Ester, 6. Salat, 10. Amor, 13. Alant, 14. Ufer, 15. Leiden, 16. Ahnen, 19. Imker, 21. Ales, 23. Zola, 26. Igel, 28. Emma, 30. Eder, 31. Lumen, 32. Polka, 34. Spa, 36. Renate, 36. Taiga, 37. Los, 39. Narbe, 42. Sambesi,

44. Raketen, 47. Kette, 49. Ara, 50. Netto, 52. Harari, 55. Pol, 58. Klara, 58. Lager, 60. Ines, 61. Otto, 63. Bass, 64. Nana, 65. Eira, 87. Creme, 70. Trent, 73. Risiko, 74. Aime, 75. Erato, 76. Beet, 77. Email, 78. Riege. – **Senkrecht:** 1. Panzertruppe, 2. Ballen, 3. Eta, 4. Ton, 5. Runge, 6. Seil, 7. Arm, 8. Ale, 9. Terek, 10. Adam, 11. Melasse,

12. one, 17. Helene, 18. Eimer, 20. Koog, 22. Stabilisator, 24. Ode, 25. Araber, 27. Ente, 29. Malm, 32. Pike, 33. Last, 38. Oborin, 40. Anna, 41. Beta, 43. Aehren, 45. Kalorie, 46. Takt, 47. Kola, 48. Tiger, 51. Erls, 53. Ananas, 54. Ren, 57. Locke, 59. Aster, 62. Test, 63. Beil, 66. Ire, 68. Rom, 69. Mai, 71. Ehe, 72. Tee.



FOTOGRAFIE

Nach mehr als zwanzig Jahren saß nun vor dem Milizmajor Nikolai Kotschet plötzlich sein einstiger „Bekannter“, Afanassi Birjukow, eines weiteren Verbrechens verdächtigt – des Mordes an seiner eigenen Frau.

„Das, was war, ist längst vorbei“, sagte Birjukow-Sklarski bei der Vernehmung. „In der Vergangenheit hab ich wirklich einiges gesehen. . . . Aber wann war das denn? Hab mit ehrlicher Arbeit meine Schuld eingewaschen. . . .“

Kotschet unterbrach ihn:

„Erzählen Sie, wie Sie sich in den Besitz der Ausweispapiere von Nikolai Abramowitsch Sklarski brachten. Was ist dem Mann zugestoßen?“ Wieder verzerrte sich Birjukows Gesicht. Mit vielen Unterbrechungen begann er eine Geschichte zu fasseln. Er wollte wohl glauben machen, Sklarski hätte ihm die Papiere geschenkt und nahezu aufgedrängt.

„Sie lügen“, sagte Kotschet nur knapp. Aber wieviel Kraft und Zeit sollte er noch aufwenden, um den verstockten Banditen zum Sprechen zu bringen und ein genaues Bild mit allen Details des von dem Verräter verübten Verbrechens zusammenzustellen.

. . . Nach der Aufreißung und Vernichtung der Banden hatte sich Birjukow noch etwa eine Woche lang in den Wäldern verborgen. Dann schlug er sich zur Bahnstation Smorgon durch und bestieg einen Fernzug. Von Minsk aus fuhr er in die Ukraine weiter, schlug sich mit Gelegenheitsarbeit und kleinen Diebstählen durch. Eines Tages lernte er auf dem Markt in Cherson Nikolai Abramowitsch Sklarski kennen. Von diesem erfuhr er, daß er keine Angehörigen besitzt und sich in Kiew eine neue Arbeit suchen will. Birjukow schlug ihm vor, zusammen zu reisen. Bis zur nächsten Station waren es etwa noch zwanzig Kilometer. Sie traten auf die Plattform des Zuges hinaus, um zu rauchen. Funken von der Lokomotive sprühten in den blauschwarzen ukrainischen Himmel. Birjukow wandte sich an Sklarski: „Teufel noch eins, ist wieder ausgegangen! Gib mir mal die Streichhölzer!“ Doch sobald Sklarski die Hand auf Suche nach den Hölzern in der Tasche vergrub, schlug Birjukow ihn mit einem vorher bereitgehaltenen Hammer nieder. Dann streifte er dem Bewußtlosen die Jacke ab, zog ihm seine eigene Jacke über, und warf, nachdem er die Zugtür aufgestoßen, Sklarski hinaus, unter den Zug. Mit den fremden Papieren nahm Birjukow eine Arbeit auf als Zimmermann, dann als Brigadier. Birjukow alias Sklarski absol-

vierte im Laufe der Jahre das Bautechnikum und heiratete. Damit man ihn nicht zufällig mal erkannte, ließ er sich den Kopf kahl scheren und einen Schnurrbart wachsen. Während einer Dienstreise nach Moskau besuchte Afanassi seinen jüngeren Bruder Wladimir. Der Bruder versprach, das ihm anvertraute Geheimnis zu wahren. Birjukow schenkte ihm zur Erinnerung ein Foto von sich. Als älterer Bruder meinte er, Wladimir könnte ihm noch einmal nützlich sein. So kam es denn auch. Eines Tages, als er betrunken war, erzählte Birjukow der Frau Xenia seine ganze Lebensgeschichte. Allerdings tat er so, als sei das alles einem Dritten geschehen, doch Xenia Petrowna erriet den wahren Sachverhalt. Ihr verändertes Verhalten ihm gegenüber brachte Birjukow auf die Vermutung, daß es um ihn immer gefährlicher wurde. Er beschloß zu handeln. Da bekam Wladimir Birjukow in Moskau ein Telegramm folgenden Inhalts: „Erwarte dich Sonntag morgen Kiew Flughafen, Geld überweisen. Afanassi.“

Noch bevor er richtig ausgestiegen war, erblickte Wladimir Birjukow von der Gangway aus den Bruder, der ihm mit einer Angelrute in der Hand entgegeneilte.

„Halt fest, es ist deine Rückflugkarte!“ sagte Afanassi rasch statt einer Begrüßung. Dann nahm er den Bruder beiseite und erklärte Wladimir seine Aufgabe. Der erbleichte, fuchtelte mit den Händen. . . .

„Bist du von Sinnen? Nein, nein! Das kann ich nicht!“

„Du wirst es, mußt es können. . . .“ erwiderte Afanassi hart.

„Na, so eine Überraschung!“ sagte Xenia Petrowna, als sie ihren Schwager Wladimir erkannte. „Aber Nikolai ist zum Dnepr gegangen, will angeln. . . .“

Wladimir folgte Xenia Petrowna ins Zimmer und lauschte, ob sich etwas Verdächtiges bei den Nachbarhäusern bemerkbar mache. Dann drehte er den im Schlüsselloch steckenden Schlüssel um. Xenia Petrowna wurde es unheimlich, sie ahnte etwas Schreckliches und rannte zum Fenster. Doch schreien konnte sie nicht mehr. Ohne seinem Bruder nochmals zu begegnen, begab sich Wladimir Birjukow am gleichen Tage wieder nach Moskau.

Bald nach diesem Geständnis kamen beide Brüder Birjukow vor Gericht und erhielten ihre gerechte Strafe.

Aus dem Russischen von Sigrud Fischer

So Hopfen und Flachs blühen



Erkundet von
Unterleutnant d. R. Dieter Altmann,
Aufgezeichnet von
Leutnant d. R. Dieter Altmann



Die Schule ist aus. Fröhlich geht es wieder nach Haus. Doch halt, ihr drei. Lachst du in der Mitte, Verzeihung, lachen etwa Sie in der Mitte mich aus? Sie meinen wohl, ich wäre mit meinem Wissen als Döbelner Stadtführer an Ihrer Schule versetzungsgefährdet? Ihre beiden Schulfreundinnen scheinen es bereits zu ahnen: Wir sind auf diesen Seiten nämlich auch drei, die über die Stadt mit den drei Türmen im Wappen berichten; und es wird mancher Einblick dabei sein, der auch Sie, meine Fräuleins, tiefer blicken läßt.
Doch beginnen wir von vorn.



Fünf Journalisten rücken nach Döbeln zum Reservistendienst ein: zwei Berliner, ein Hallenser, ein Rostocker und ein Leipziger. Der Leipziger bin ich selbst. Wir sitzen zusammen mit anderen Reservisten im Bus. Vorbei geht es an Obstbaumhainen und Hopfenfeldern. „Für Bier ist wenigstens gesorgt!“ witzelt einer. Dann fahren wir durch enge Straßen Richtung Kaserne. Links und rechts die alten Häuser der Innenstadt. Dann eine Brücke, die über die Freiburger Mulde führt. Durch die Rückfenster des Busses sieht man von hier aus den Rathausturm. Das alles ist mir gut bekannt, denn Döbeln gehört zu meinem Heimatbezirk. Als Redakteur der „Leipziger Volkszeitung“ habe ich hier oft zu tun. „Du machst den Fremdenführer!“ bestimmen die Genossen. „Bis zur Kaserne sind es sicher noch ein paar Minuten. Schieß los! Kurzer Einführungsvortrag!“

„Einverstanden“, sage ich. „Hier kenne ich mich aus. Döbeln liegt in einem Tal...“

„Haben wir schon bemerkt“, unterbrechen mich die Genossen.

„...im Tal der Freiburger Mulde“, fahre ich etwas unsicher fort. „Die Stadt hat über 28000 Einwohner. So um das Jahr 1000 herum wurde der Name erstmals urkundlich erwähnt.“

„Mehr als den Namen weiß ich rund tausend Jahre später auch nicht von Döbeln“, wirft einer dazwischen.

„Du Ahnungsloser“, wehre ich mich. „Du Ahnungsloser! Möchte nämlich wetten, daß auch die Beschläge an unserem Mini-Bus aus Döbeln kommen. Laut ‚Meyers Lexikon‘ entstehen in der Stadt ferner verschiedene Metallwaren, Pharmazeutika, Landmaschinen und – das solltest du lebender Schornstein wissen – Zigarren.“

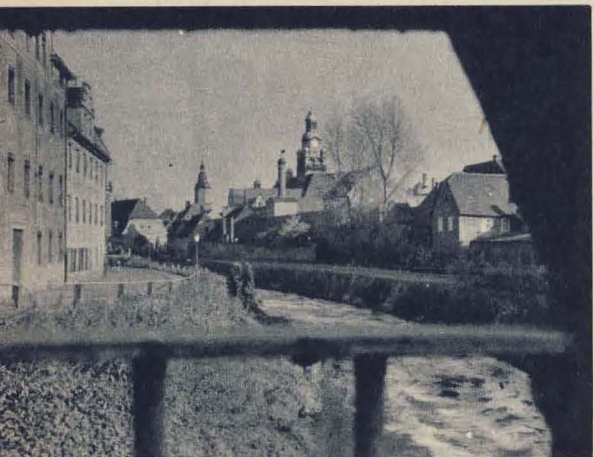
„Und letztere werden vorwiegend in der Einheit verteilt?“

„Genossen!“ sage ich, „Genossen! Wenn ihr eure Vorgesetzten auch immer so unqualifiziert unterbrecht, kommt ihr todsicher in den ‚Bau‘, und dort seid ihr dann wahrscheinlich hinter Schloß und Riegel, will sagen eingeschlossen mit einem Produkt des Döbelner ‚Kombinates Schlösser und Beschläge‘.“

„Berichte lieber was Lustigeres über die Garnison“, sagen die Genossen.

Aber da sind wir schon am Kasernentor angelangt. Zu meinem Glück, denn ich bin mit meinem Latein zu Ende. Die Kaserne betrat





ich während meiner Besuche in Döbeln noch nicht.

Schon in den nächsten Tagen spüre ich, daß ich Döbeln bisher nur halb kannte. Meine Autorität als Fremdenführer ist dahin. Ich entschieße mich, diese Aufgabe anderen zu überlassen, die besser Bescheid wissen.

Einer heißt Alexander Matthes, ist 20 Jahre alt, Soldat in der Garnison Döbeln, Richtschütze an einer Flak und wird wegen seines Hobbys auch der „malende Soldat der Garnison“ genannt.

Soldat Matthes, Sie haben das Wort! Übernehmen Sie als Stadtkundiger die Funktion des Fremdenführers!



„Stadtkundig“ finde ich reichlich übertrieben. Zu Hause bin ich in Karl-Marx-Stadt, in Döbeln erst anderthalb Jahre. Bevor ich hierher kam, kannte ich nur den Döbelner Bahnhof vom Abteiffenster aus. Andererseits muß ich natürlich zugeben, daß anderthalb Jahre aus-

reichen, um mit einer Stadt Bekanntschaft zu schließen. Du entdeckst immer wieder Neues darin. Vorausgesetzt, du gibst dir Mühe dabei. Ich kann von mir sagen, daß ich meine Garnisonstadt gewissermaßen zweimal entdeckt habe: Erstens als Soldat wie jeder andere Genosse der Garnison, zweitens als Zeichner und Maler.

Bleiben wir zunächst beim Maler. Das bin ich aus Leidenschaft. Später soll es mein Beruf werden. Oft sitze ich in der wenigen Freizeit mit meiner Staffelei oder dem Zeichenblock in einer der winkligen Gassen im Stadtzentrum. Aber dort wird es mir manchmal etwas zu bunt, wenn zehn Leute hinter mir stehen und mir beim Zeichnen über die Schulter blicken. Dann flüchte ich unter einen Brückenbogen oder zur Freilichtbühne, ein Platz, der einen herrlichen Blick auf das Naherholungszentrum Bürgergarten, auf die Altstadt mit dem Rathausurm und auf das Neubaugebiet in Döbeln-Ost erlaubt. Das Neubaugebiet ist sehr attraktiv, aber besser gefällt mir noch die Altstadt. Hier ist alles viel romantischer. Für einen Maler geradezu ideal.

Noch ein Wort zur Freilichtbühne. Sie wurde vor den Arbeiterfestspielen 1971 neu gestaltet. Natürlich haben die Soldaten der Garnison dabei tatkräftig geholfen.

Stadt und Garnison sind übrigens durch viele Fäden miteinander verknüpft. Unsere Kaserne befindet sich mitten in der Altstadt. Die Straße zum Bürgergarten beispielsweise führt unmittelbar am Objekt vorbei. Aber nicht nur äußerlich leben Soldaten und Einwohner so „hautnah“ nebeneinander. Dazu ein Beispiel. Döbelns größte Sportstätten sind Eigentum der NVA. Als Soldat muß man viel Sport treiben, um immer fit zu sein. Doch im Kreis Döbeln gibt es 78 Handballmannschaften, die oft nicht wüßten, wo sie trainieren sollten, stünde ihnen



„Genosse Gerd Hähnel, Stabszeichner in Döbeln, zeichnet noch den Blick über die Mulde auf die Silhouette der Stadt. (Unten sehen Sie das Rathaus schräg von vorn.) Ich, damals Unteroffizier d. R. Krawutschke, war mit der Kamera fixer und eher fertig und spuckte ins Wasser. Ein harmloses, flaches Fließchen. Doch wenn ich mir einen plötzlich hereinbrechenden Frühling nach einem schneereichen Winter vorstelle! Mein lieber Schwan! Viele liebe Schwäne sahen wir übrigens im gemütlichen Kulturpark. Sie zogen so beruhigend ihre Kreise, daß man es ihnen am liebsten nachgemacht hätte. Aber zum Schwimmen ist ja ein schönes Warmwasserbad da.“



nicht die Sporthalle, eine umgebaute frühere Reithalle, zur Verfügung. Ähnlich geht es den Fußballern, Volleyballern und Leichtathleten. Wir stellen ihnen deshalb unsere Sportstätten mit zur Verfügung. Das gilt auch für die Schulen. Kinder und Jugendliche aus sechs Schulen sind täglich im Sportstadion anzutreffen. Dienst- und Freizeitsport der Soldaten darf dabei natürlich nicht zu kurz kommen, und es ist nicht immer einfach, alle unter einen Hut zu bringen. Da muß der „Belegungsplan“ bis auf die Minute genau abgestimmt und eingehalten werden. Ich bin jedoch der gleichen Meinung wie unser Kommandeur, Genosse Oberstleutnant Stiehler, der einmal sagte: „Mit etwas gutem Willen von beiden Seiten läßt sich alles regeln.“

Besser geregelt werden müßte die Betreuung der Soldaten durch die Stadtväter. Da sind wir noch nicht immer zufrieden. Es gibt in der Stadt zu wenig Möglichkeiten, abends auszugehen und zu tanzen. Gut gefallen haben uns die Tanzveranstaltungen, die der Rat der Stadt im Sommer freitags auf der Freitanzfläche im Bürgergarten organisierte. Aber am Wochenende ist in Döbeln wenig los. Das haben wir auch dem Bürgermeister, Genossen Heinz Dittrich, gesagt, als er einmal als Abgeordneter bei uns sprach. Vielleicht hat er sich schon seine Gedanken darüber gemacht. Fragen Sie ihn doch. Übrigens ist er natürlich ein viel besserer Fremdenführer.



Dieser Tage besuchten mich im Rathaus 5 Journalisten, die in Döbeln ihren Reservistendienst leisten. Sie wollten mehr über Döbeln erfahren und wissen, wie sich Stadt und Garnison miteinander vertragen. Zuerst habe ich sie zum Käthe-Kollwitz-Platz geführt, wo inmitten von Blumenrabatten und Grünanlagen zwei Mahnmale stehen. Eins erinnert an die gefallenen sowjetischen Helden, das andere an die Opfer des faschistischen Terrors. Hier werden zweimal im Jahr Armeeingehörige vereidigt. Bei der letzten Vereidigung waren weit über 1000 Bürger dabei. Anschließend besuchten die Soldaten Betriebe der Stadt. So wird schon von den ersten Tagen des Armeedienstes an ein enger Kontakt zwischen Soldaten und Bevölkerung hergestellt.

Später bin ich mit den Journalisten zur „Höhle“ gegangen. Tja, so nannten früher die Soldaten die Großgaststätte „Staupitzbad“, eine der wenigen Tanzgaststätten in Döbeln. 11 Monate war sie geschlossen. In dieser Zeit erfolgte ein Besitzerwechsel, und die Gaststätte wurde einer „Großrenovierung“ unterzogen, wie es so schön heißt. Seit Anfang Dezember ist die Großtanzgaststätte „Staupitzbad“ wieder Magnet für die

Genossen der Garnison und die vielen anderen Jugendlichen der Stadt.

Übrigens stehen Probleme der Armeeingehörigen oft am Ratsstisch zur Debatte. Als wir im vergangenen Sommer Kultur- und Tanzveranstaltungen unter freiem Himmel im Bürgergarten organisierten, dachten wir natürlich auch an die Soldaten der Garnison.

Andererseits können wir stets auf die Unterstützung der Garnison rechnen. Ich denke da an den Sommer 1970. Damals wurde durch ein Unwetter das Gebiet um den Bürgergarten überschwemmt, Bäume entwurzelt, und es sah in unserem Naherholungszentrum aus wie auf einem Schlachtfeld. Da haben uns die Soldaten geholfen, schwere Technik eingesetzt und die Schäden beseitigt.

Auch die Freilichtbühne wäre vielleicht ohne die Genossen der Garnison nicht pünktlich fertig geworden. Ihre Hilfe ermöglichte es uns ferner, den Freizeit- und Schulsport zu verbessern, das geistig-kulturelle Leben zu entwickeln. Dafür steht uns oft die Kulturhalle der NVA zur Verfügung, wo wir schon viele gemeinsame Erlebnisse hatten. Die Journalisten, die bei mir waren, erzählten mir vom Genossen Matthes. Ich selbst kenne ihn gut. Aus Bescheidenheit hat er den Journalisten gegenüber manches verschwiegen. Mehrere Monate vertrat er in seiner Grundorganisation den FDJ-Sekretär. Er hat schon oft im Pionierhaus und in der Karl-Marx-Oberschule über die Armee berichtet.

Noch ein Wort zu den engen Gassen und alten Häusern, die ihm so gut gefallen. Einem Bürgermeister bereiten sie jedoch mehr Ärger als Freude. Die engen Gassen behindern den Verkehr, die alten Häuser erschweren unser Bemühen, den Döbelner Bürgern, unter denen sich ja auch viele Berufssoldaten befinden, mehr und bessere Wohnungen zur Verfügung zu stellen. Deshalb haben wir in Döbeln nicht nur moderne Wohnungen und eine neue Schule mit Turnhalle und Speisesaal gebaut, deshalb setzen wir auch die alten Häuser der Innenstadt instand. Begonnen wurde damit in der „Straße der Befreiung“. 1971 wurden weitere 136 Häuser renoviert. Über all das müssen wir unsere Soldaten noch besser informieren. Sie sind ständig oder zeitweise Bürger unserer Stadt und sollen deshalb genau wissen, wen und was wir schützen.



Notwendige Nachbemerkung der Redaktion: So lernten unsere Reservisten-Kollegen viel vom Aufbau ihrer Garnisonstadt, aber nicht den ‚Bau‘ ihrer Garnison kennen. Bei ihnen war kein Hopfen und Malz verloren, und sie wurden alle befördert.

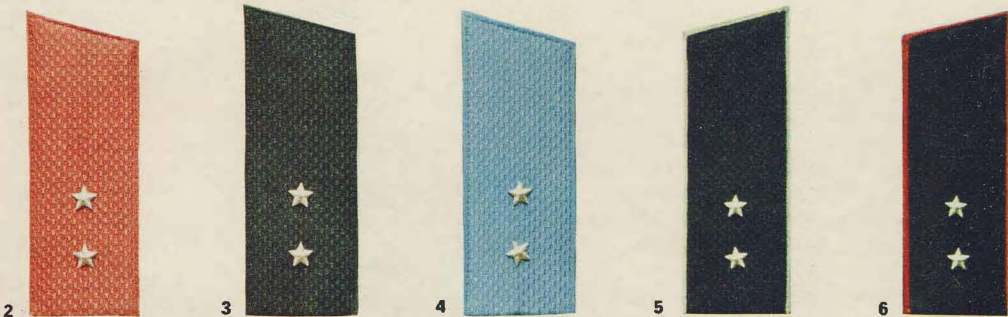
FÄHNRICH – ein neuer sowjetischer Dienstgrad

Am 1. 1. 1972 wurde in der Sowjetarmee ein neuer militärischer Rang eingeführt, der Fähnrich. Er ist zwischen dem bisher höchsten Unteroffiziersdienstgrad und dem niedrigsten Offiziersdienstgrad einzuordnen. Für alle Teilstreitkräfte und Waffengattungen außer den fahrenden Einheiten der Seekriegsflotte und den Grenztruppen-See heißt er *прапорщик* (Praporschtschik), für letztere *мичман* (Mitschman). Der bisherige Dienstgrad Mitschman (entspr. Stabsobermeister) erhielt die neue Bezeichnung *Сhips-Hauptstarchina* (главный корабельный старшина).

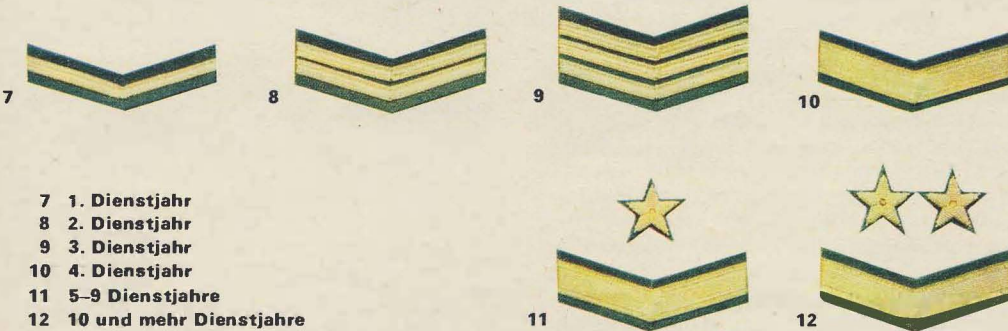


- 1 Fähnrich und Mitschman in Paradeuniform
- 2 Fähnrich (mot. Schützen)
- 3 Fähnrich (Artillerie, Panzertruppen, Pioniere u. a.)
- 4 Fähnrich (Luftstreitkräfte und Luftlandetruppen)
- 5 Mitschman
- 6 Fähnrich (Küstentruppenteile)

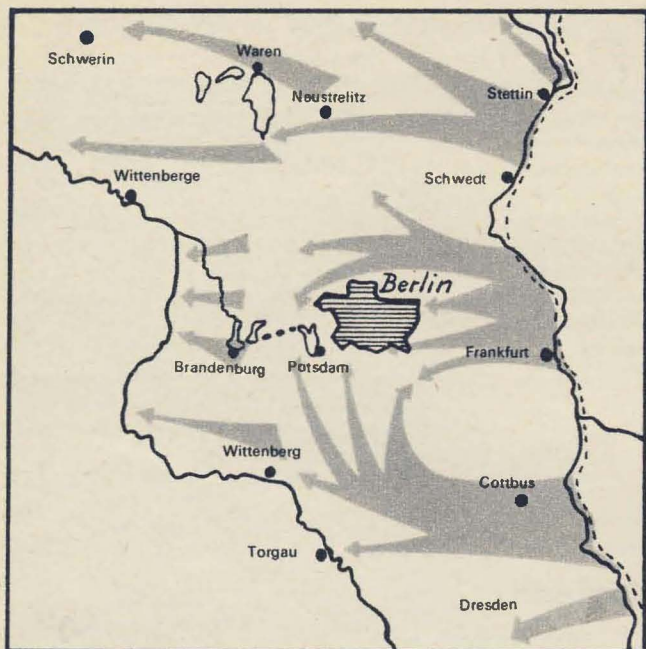
1



Ärmelabzeichen zur Kennzeichnung der Dienstjahre (Fähnrich und Mitschman)



- 7 1. Dienstjahr
- 8 2. Dienstjahr
- 9 3. Dienstjahr
- 10 4. Dienstjahr
- 11 5-9 Dienstjahre
- 12 10 und mehr Dienstjahre



Zimmer des Kommandeurs der 8. Gardearmee Generaloberst Tschuikow. Der Chef des Generalstabes der faschistischen Armee, General Krebs, bittet am 1. 5. 1945 um eine Waffenruhe für 24 Stunden und teilt General Tschuikow den Selbstmord Hitlers mit. Vorn links: Generaloberst Tschuikow (I. Perewersew). Rechts: General Krebs (Hans Hartmut Krüger)



Im Kinosaal des Kreml läßt sich J. W. Stalin eine deutsche Ufa-Wochenschau vorführen. Unter den dröhnenden Klängen von Liszts „Les Préludes“ zeigen Totalaufnahmen den Vormarsch faschistischer Panzer in der Ardennenoffensive Ende 1944.

Zu jener Zeit war die Lage der anglo-amerikanischen Truppen in den Ardennen kritisch. Churchill beeilte sich bei Stalin nachzufragen: „Können wir im Januar mit einer russischen Großoffensive an der Weichsel oder an anderen Punkten rechnen?“ Als Kommentar zu diesem Telegramm aus London bemerkte Stalin: „Ein delikater und schlaue eingefädelter Hilferuf.“

Mit historischer Wahrhaftigkeit wird im vierten und abschließenden fünften Teil des Filmepos „Befreiung“ gezeigt, wie die Sowjetarmee den Faschismus endgültig zerschlug. In der Hauptstoßrichtung wurden zur Durchführung der Weichsel-Oder-Operation binnen kurzer Zeit 32 143 Geschütze, 6 460 Panzer und Selbstfahrlafetten sowie 4 772 Flugzeuge zusammengezogen. 163 Infanteriedivisionen begannen den grandiosen Angriff nicht, wie ursprünglich geplant, Ende Januar, sondern bereits am 12. Januar.

Von der Wolga, über Orjol, Mogiljow, Warschau und Küstrin, bis nach Berlin mußte sich die Sowjetarmee durchkämpfen. Auf den Filmbildern werden zügig vorwärtsrollende sowjetische Panzer, Schnee aufstiebig, sichtbar. Gleißende Strahlen der Flammenwerfer blitzen in der Abenddämmerung. Faschistische „Tiger“ explodieren... Bis Berlin sind es nur noch 60 Kilometer. Hitler

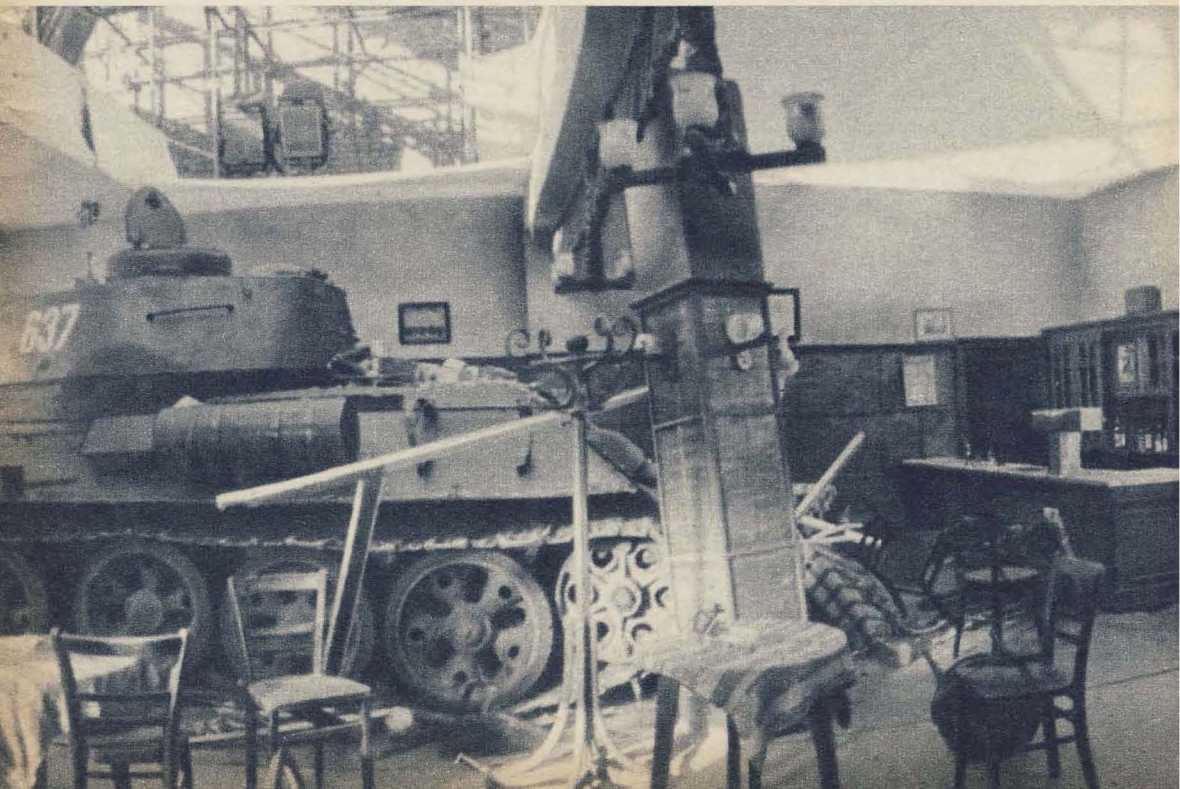
21 Tage

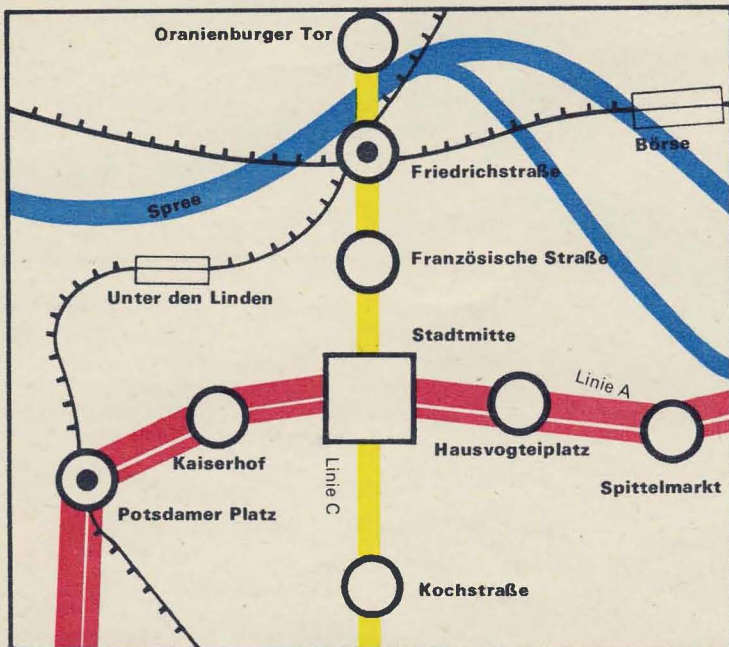




und Nächte

Ein Treffer ins Laufwerk. Kehrtwendung und hinein ins Fenster einer Berliner Kneipe. Der Funker erhält vom Panzerkommandanten den Auftrag, sich bei den Einwohnern, die verängstigt im Keller hocken, zu entschuldigen.

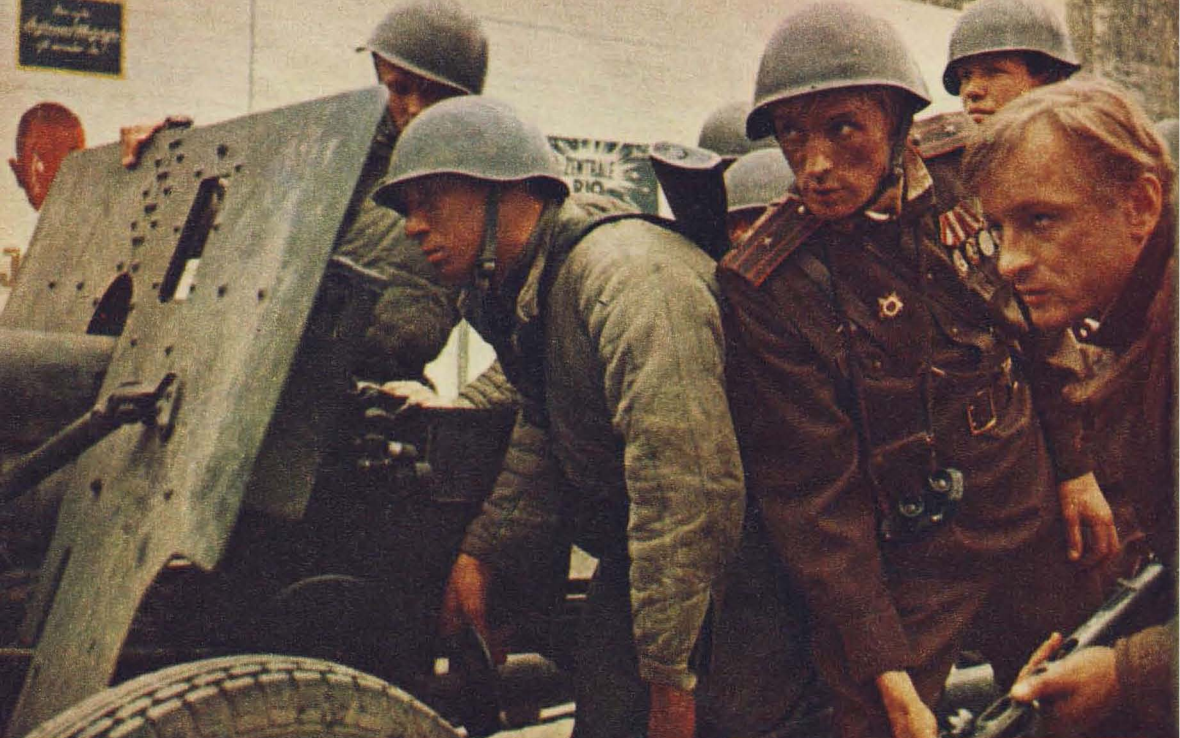




Karte 2

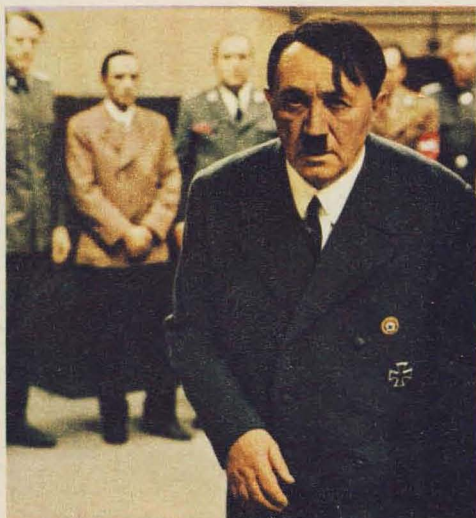
In den letzten Kriegstagen wurde von Hitlers SS der Tunnel der Nord-Süd-S-Bahn am Landwehrkanal gesprengt. Das Wasser des Kanals ergoß sich in den S-Bahntunnel, in dem sich unter anderem auch Lazarette befanden. Vom S-Bahnhof Friedrichstraße lief das Wasser in die U-Bahntunnel der Linie C und durch den Verbindungstunnel Stadtmitte weiter in die Linie A





Eva Braun (Angelika Waller), die Geliebte Hitlers

Die letzten Minuten von Hitler (Fritz Diez)



und seine Generale suchen fieberhaft einen Ausweg. Fanatische Offiziere der Wehrmacht und der Waffen-SS hoffen auf eine grundlegende Wende durch angekündigte „Wunderwaffen“. Hitlers Diplomaten „kümmern“ sich um die Alliierten. Sie versuchen – auf gemeinsame imperialistische Interessen verweisend – mit den Westmächten handelseinig zu werden, um einen Separatfrieden mit ihnen abzuschließen.

Zu diesem Zweck erhält SS-Gruppenführer Wolff am 6. Februar von Hitler Instruktionen. Bereits am 8. März treffen sich in den Schweizer Alpen Wolff und der Vertreter des amerikanischen Geheimdienstes für Europa, Allen Dulles. Sie erwägen eine gemeinsame Front, gegen den „Bolschewismus“. Später, auf der Jalta-Konferenz der drei Großmächte, wirft Stalin seinen westlichen Partnern diese hinterhältige Manipulation vor und sagt: „Wichtigste Voraussetzung für die Erhaltung eines dauerhaften Friedens ist die Einheit der drei Großmächte.“ Das ist eine Szene, die im Film besonders gut nachgestaltet wird.

Die Seelower Höhen im Vorgelände von Berlin am 16. April 1945, 3.00 Uhr morgens. Der Frühnebel wird von Abschüssen Tausender Geschütze und Granatwerfer sowie von Salven der „Katjuschas“ zerfetzt. Plötzlich werfen einhundertdreiundvierzig Flakscheinwerfer ihre gleißenden Säulen in den Himmel, schwenken die Lichtbündel auf den Gegner. Geblendet rennen die Faschisten los. Eine solche Wendung haben sie nicht erwartet. Nun gehen die Panzerarmeen von Katukow und Bogdanow zum Angriff vor. Marschall Shukow spricht über die direkte Leitung mit Stalin, um den Vor-

marsch aller angreifenden Truppen zu koordinieren. Der Zuschauer wird gleichsam zum Teilnehmer der grandiosen Schlacht um Berlin.

Am 21. April 1945 brechen Teile der 1. Belorussischen Front unter Marschall Shukow in die Hauptstadt des Dritten Reiches ein. Zu dieser Stunde tobt Hitler in seinem Bunker, beschimpft den eben erst neu eingesetzten Stadtkommandanten, Oberstleutnant Kettner, weil dieser die Lage nicht kennt. Goebbels greift zum Telefonhörer, wählt irgendeine Nummer. In einer Privatwohnung läutet es. Eine alte Frau geht ans Telefon und hört, wie man am anderen Ende fragt: „Hier spricht der Kommandant von Berlin. Sind bei Ihnen schon die Russen?“

„Ja, Herr Kommandant“, sagt die Frau.

„Was machen sie?“

„Sie singen!“

„Waaas?“

„Sie singen, Herr Kommandant. Spricht dort der deutsche oder der russische Kommandant?“

„Der deutsche, zum Teufel!“, schimpft Goebbels und knallt den Hörer auf die Gabel.

„Sie sind schon in der Wilhelmstraße!“

Tollkühne Infanteristen sind bis in die U-Bahn-schächte vorgedrungen. Die Kämpfe toben unterirdisch weiter. Da begeht Hitler vor seinem schmachtvollen Ende ein weiteres ungeheuerliches Verbrechen, Er befiehlt, die U-Bahntunnel und Streckenabschnitte der unterirdischen S-Bahn zu überfluten.

In den Tunnels im Raum des Bahnhofs „Stadtmitte“ sind Verwundete, Tausende Frauen, Kinder und Greise.

Die braunen Henker verrichten ihr blutiges Werk. Die Spreewasser ergießen sich in die Bahnschächte. Fünf Minuten vor zwölf sterben Kinder und Frauen durch die Hand ihres „Führers“, der zur gleichen Stunde in seinem unterirdischen Schlupfwinkel schreit: „Wenn der Krieg verloren ist, wird auch die deutsche Nation verschwinden...“

Aber wie hat die Wirklichkeit, wie hat das Leben

selbst diesen kümmerlichen Propheten verhöhnt! Die deutsche Nation ist nicht verschwunden. Allerdings hat sie um einen schweren Preis begreifen müssen, in welchen Abgrund die faschistische Clique sie ziehen wollte.

Dem Munde der ertrinkenden Menschen entringt sich ein Fluch gegen jene, die ihre Heimat in die Katastrophe geführt haben.

Aber nicht alle ertrinken in den U- und S-Bahntollen. Viele von ihnen werden gerettet, von den vordringenden sowjetischen Soldaten des Bataillons von Major Zwetajew. Die sowjetischen Befreier sind im Geiste des Humanismus und der Liebe zu den Menschen erzogen. Sie retteten die Deutschen – selbst um den Preis des eigenen Lebens.

Die Spannung der Zuschauer läßt während des gesamten Films nicht nach. Da tobt der Straßenkampf in Berlin, man kämpft um jedes Haus. Die Erde bebt unter detonierenden Granaten. Artillerie und Panzer beschießen vom Ufer der Spree aus den Reichstag. Schließlich erreicht das Bataillon von Hauptmann Neustrojew die breite Freitreppe des Reichstages. In der Nacht zum 1. Mai wurden auf Befehl des Kommandeurs des 756. Regiments, Oberst F. M. Sintschenko, Maßnahmen getroffen, um auf dem Gebäude des Reichstages jenes Banner zu hissen, das dem Regiment vom Kriegsrat der 3. Stoßarmee übergeben worden war. Diese Aufgabe erhielt eine Gruppe, die Leutnant A. P. Berest führte. Am frühen Morgen des 1. Mai wehte auf der Skulpturengruppe die Siegesfahne, gehißt von Feldwebel Jegorow und Feldwebel Kantarija.

Freudig rufen die salutierenden Soldaten: „Hurrraaaa! Vier Jahre Krieg sind vorbei!“

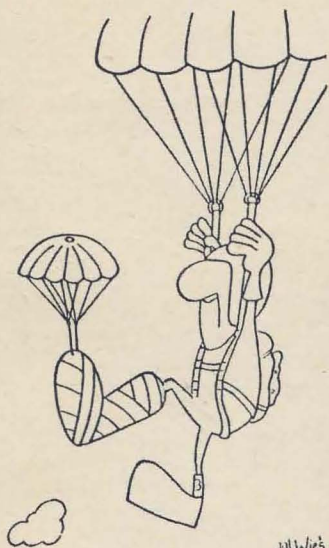
„1410 Tage und Nächte!“, sagt vonnenen der erschöpfte Marschall Shukow. Für den Faschismus, der den Krieg um die Weltherrschaft entfesselt hatte, endet er mit der totalen Niederlage.

*Ingenieur-Kapitän 1. Ranges
Leonid Tschernousko (Moskau)*

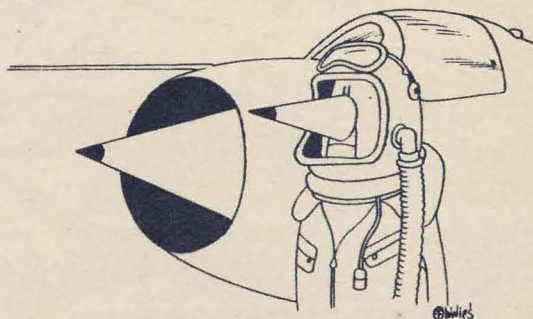
Deutscher Militärverlag · Redaktion „Armee-Rundschau“ · Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag · Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postschließfach 7986, Telefon 530761 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Cervený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · „Armee-Rundschau“ erscheint monatlich · Preis: 1,- M · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestr. 20; in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb, in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16; in der BRD und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16 · Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-Werbung Berlin, 1054 Berlin, Hauptstadt der DDR, Wilhelm-Pieck-Str. 49, Fernruf: 2262715, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtverstellung: Interdruck, Leipzig III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionschluß dieses Heftes: 9. 2. 1972

Fotos: Gebauer (26), S. 4, 5, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 40, 41, 42, 43, 45, 71; Uhlenhut (9), S. 4, 48, 49, 50, 51, 82; Geb./Uhlenhut (5), Titel, S. 4, 5; DEFA/Wenzel (2), S. 8; DEFA/Pathenheimer (1), S. 8; DEFA (1), S. 8; DEFA/Zähler (1), S. 14; Fischer (1), S. 26; Klöppel (1), S. 27; Budich (3), S. 28, 29, 30; ZB (10), S. 39, 59, 60, 61, 63, 64, 65; ZB/Ringler (1), S. 38; ZB/Gräfe (1), S. 38; Archiv (19), S. 46, 47, 74, 75, 88; ZB/Popper (1), S. 65; Bach (6), S. 68, 69, 72, 73; ZB/Kornmann (7), S. 71; ZB/Schneider (1), S. 70; Schlage (1), S. 70; Fröbus (2), S. 73; ZB/Martin (1), S. 72; ZB/Ahnert (1), S. 72; Patzer (1), S. 76, 77; Krawutschke (6), S. 84, 86, 87; Lichterfeldt (3), S. 90, 91, 92, 93; Szuts (1), Rücktitel

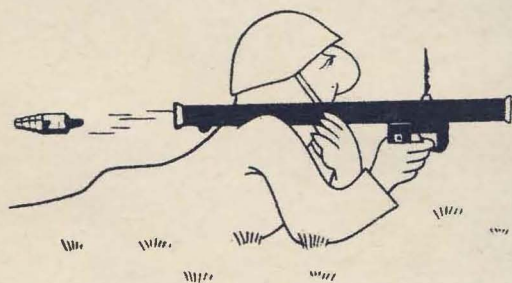


Dabrowski



Dabrowski

Das kann
doch

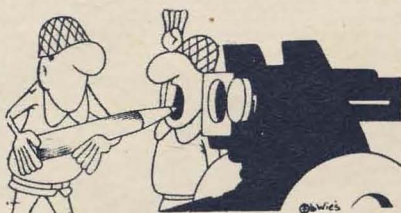


nicht wahr
sein

meint
Wiesław Fuglewicz, Warschau



Dabrowski



Dabrowski



Mariann Moor

